Andere Zeiten andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Vierter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum."
1873.
Berlin. Verlag von Otto Janke.

Vierter Band.

Die bleiche Frau.

Das Gesicht der Frau Fertöy wurde von Tag zu Tag bleicher.

Sie hatte es nicht nöthig, ihre Wangen mit Prinzessinwasser oder Lilionese zu bleichen; sie besaß einen unsichtbaren Geist, welcher jede Nacht erschien, um das schneeige Weiß auf ihre Züge zu hauchen. Heute glich sie einer Lilie.

Fürst Wolozoff trägt keine Schuld daran.

Er ist in der That einer der aufopferndsten Anbeter; bei seinen Eroberungen fröhnt er nur seinem Ehrgeize. Es macht ihm eben Vergnügen, wenn die Welt spricht, er sei der Geliebte, der schönsten und geistreichsten Frau.

Diese schönste und geistreichste Frau hatte nun einen Fehler: das die Rosen von ihren Wangen gewichen. Wolozoff würde ein Reich von Leibeigenen

dafür geben, wenn die Wangen dieser Frau in ihrer früheren Rosenglut prangen würden.

Es ist immerhin eine odiose Sache, wenn die Geliebte eines Mannes blasirt ist. Die Gattin mag es sein; die andere, die fröhlichere Gefährtin jedoch soll nie die Lebenslust verlieren.

Wolozoff wäre es recht gewesen, wenn Seraphine für welch Preis immer ihr Gemüth erheitert hätte.

Was dieser Preis sei? .... wissen nur die Männer. Dem Fürsten entging es nicht, daß diese Frau ihren Gatten aus tiefen Herzen hbsse; hatte sie ihn nur deßhalb zum Gatten genommen.

Es zählte aber zu den reinsten Unmöglichkeiten, daß eine Frau, welche ihren Gatten haßt, möge sie wie immer bleich sein, Niemanden auf der Welt hätte, den sie liebt.

Der Fürst wußte es recht gut, daß dieser Jemand nicht er, sondern ein Anderer sei.

Die schöne Frau empfängt seine Komplimente, spaziert an seinem Arme, tanzt mit ihm, sitzt in seiner Loge, nennt ihn unter vier Augen beim Taufnahmen; ist zeitweise lustig klagt ihm vertraulich, wenn sie einen Schmerz hat; — dennoch wurde der Fürst von Tag zu Tag immer mehr gewahr, daß es Jemand Anderen gibt, der ihre ganze Seele beschäftigt.

Diesen Andern muß er ausfindig machen.

Weshalb? Um ihn vielleicht zu tödten? Um ihn mit der ganzen Wuth der Eifersucht zu verfolgen? Nein, diesen Jemand muß er finden, daß Seraphine endlich glücklich werde; daß auf ihr bleiches Gesicht, die Rosen zurückkehren. . . .

Es war an einem Abend im Theater. Seraphine betrachtete von ihrer Loge aus, ihrer Gewohnheit gemäß, statt die Vorstellung. das versammelte Publikum. Der Fürst saß ihr gegenüber und heftete seine Blicke 'auf das bleiche Antlitz. In einem Momente schien es ihm, als ob ein rosigor Morgenroth über diese schneeigen Gefilde zöge, und Seraphine ganz heimlich Jemanden im Partere gegrüßt hätte... Sonst pflegte sie ganz auffallend Grüße zu wechseln; heute that sie es heimlich.

Der Fürst folgte den Blicken Seraphines, und entdeckte Denjenigen, welchem der Gruß gegolten. . . . Statt eine Frage an Seraphine zu richten, erwartete er den Augenblick, wo ein Besuch in der Loge vorsprach, um sich unbemerkt zu entfernen, nnd sich auf den Kasino-erker zu begeben, wo er neben Elemér Dombay Platz nahm.

Dieser Kavalier war berühmt deßhalb, daß er jeden Menschen, Damen, Mädchen, Herrn, ohne Ausnahme kannte, die nur das Theater zu besuchen pflegten, selbst die Galerie nicht ausgenommeu.

— Sag mir einmal Elemér, wer ist jener unge Mann dort unter der vierten Loge, welcher auf seinen Stock gestützt steht.

— In deu manchesternen Paletot? der ist der Gatte einer Schauspielerin.

— Ah, zum Kukuk; und der neben ihm, im chamois-farben Rock.

— So? der ist auch der Gatte einer Schauspielerin.

— Wie nennt er sich?

— Béla Lávay.

— Was für ein Handwerk betreibt er?

— In besseren Zeiten war er Publizist; — jetzt ist er Advokat,

— Lach mich nicht aus, wenn ich dir mittheile, daß dieser Mann mein geheimnißvoller Gärtner ist.

— Wie Derjenige etwa, von dem du erzähltest, daß er einst Fertöy in das Aquarium gestoßen hatte, und dann entsprungen sei?

— Derselbe. Ich erkenne ihn nun wieder, und erkläre mir nun das Räthsel; Fertöy sprach eben davon, daß der Lotos den Namen einer gewissen Lávay führe, und er hierauf den famosen Gruß erhielt. . . .

— Ah, das klingt ja herrlich was du mir da erzählst, gleich morgen muß ich Béla darüber befragen.

— Kennst du ihn?

Sehr gut, er ist ein kurioser Kauz!

— Nun wenn es so ist, ersuche ich dich, dieser Sache vor ihm nicht zu erwähnen, Ich habe eben einen anderen Plan. — Wir müssen uns stellen, als ahnten wir nichts von seiner Identität.

Ich habe es nicht nöthig, den Gentlemann von heute, als meinen Diener von gestern zu erkennen, den die Mode der Politik gezwungen hat die Livrée anzuziehen. Mein Plan wäre ihn zu meinen Rechtskonsulenten zu wählen.

— Da hättst du recht, es ist ein ordnungsliebender Mann, und keines Betruges fähig. Uebrigens habe ich es errathen, weßhalben du gerade jetzt auf die Idee gekommen bist!

Der Fürst betrachtete zweifelnd seinen Nachbarn.

— Das hast Du nicht errathen.

— Wetten wir!

— Gut. Es gilt tausend Rubel.

— Geh, sei kein Narr, bist ja nicht in Rußland.

— Wetten wir dennoch in einer Viertelgulden Banknote.

—- Die Wette steht. Höre also: Dir fuhr die bizarre Idee durch den Kopf.

Mein Freund Fertöy pflegt mich vermöge jener Freundschaft, welche mich an sein Haus knüpft, sehr oft zum Vertrauten seiner Geldangelegenheiten

zu machen, da pflege ich ihn stets an meinen Rechtsanwalt zu weisen, welcher uns beide versteht.

Welch' eine unterhaltende Wendung wird es aber nehmen, wenn ich Béla Lávay zu meinen Rechtsanwalte ernenne und dann mit unschuldigster Miene, meinen Freund Fertöy zu ihm sende, er möge beratheu, wenn es ihm beliebt. Der Fürst lachte, der Einfall schien ihm bizarr genug, doch entsprang er nicht seinem Gehirn. Er lachte zwar, doch schüttelte er den Kopf. Die wahre Ursache hatte sein Freund nicht errathen, doch diente dies Idee dazu, daß man die Wirklichkeit vor den Augen der Welt verberge.

Diese wird nur die Satyre sehen, nicht aber die Idylle, welche hinter derselben abgespielt wird.

Wolozoff gönnte seinem Nachbarn die Freude des Triumphes; nahm mit malitiosen Lächeln einen Guldenzettel aus seiner Tasche, bog denselben viertheilig zusammen, benetzte die Kanten mit seiner Zunge und riß behutsam ein viertel der Banknote heraus.

Auch dies gehörte zur damaligen Mode.

— Du hast die Wette gewonnen, sagte er, und legte den Banknoten-Fetzen vor Dombay hin.

Diese Anekdote machte noch während der Vorstellung im Theater die Runde.

Alles fand den Gedanken genial, womit ein glücklicher Anbeter den ihn bereits zur Last werdenden Gatten den Weg zu seiner Geldkasse erschwert.

Wolozoff aber ergänzte in seinem Geiste die Einzelheiten jener Geschichte, welche der Welt unbekannt geblieben sind.

Als er nach dem vermeintlichen Missethäter, seinem Gärtner, schießen wollte, erfaßte Seraphine seine Hand und vereitelte den Schuß.

Seraphine war damals allein mit dem Gärtner im Wintergarten und pflegte auch sonst zu verschwinden, um ihn aufzusuchen.

Seraphine erzählte ihm einst, daß Frau Lávay ihre Freundin gewesen; daß sie in einer Stadt wohnten, daß ihre Fenster einander gegenüber lagen, und daß sie in der Stadt für Nebenbuhlerinen galten.

Auch erinnerte sich der Fürst, daß Seraphine einen tiefen Seufzer ausgestoßen, als sie die Erzählung des Romanes ihrer Mädchenzeit mit den Worten beendet hat, „und jetzt ist Judith glücklich."

Wolozoff glaubte nun zu verstehen, und raisonnirte folgendermaßen: es wäre angezeugter, wenn Seraphine glücklich, und Judith ein wenig unglücklich wäre.

Denn am Ende sei ja die ganze Weiberglückseligkeit nur eitel menschlicher Scherz und Schicksalslaune.

Seraphine wird frölicher sein, weun sie zu eben anfängt, die Künstlerin dagegen wird sich um so mehr ihrer Kunst befleißen, wenn sie vom Schmerz heimgesucht wird. . . . .

Am andern Tage erhielt Béla einen Besuch von Elemér Dombay.

— Freund ich bringe Dir gute Nachricht, — rückte Dombay heraus — Fürst Wolozoff beklagte sich gestern, das die Kommaßations Arbeiten auf seinen Gütern sehr erschwert wurden, und daß der Wiener Doktor, welcher bisher seine Rechtsangelegenheiteu geführt, von den Fragen der Kommassiruug, des Urbarialwesens, der Allodial-Gründe, der Regalien und Remanenzien eben so viel versteht, wie die Henne von a. b. c. und daß er jetzt gezwungen sei, einen ungarischen Advokaten zum Rechtsanwalt zu nehmen, er bat mich zugleich ihm Jemanden zu empfehlen; da ich wußte, daß Du, mein Freund, die Urbarial Verhältniße zu deinem besonderen Studium gemacht, nannte ich Deineu Namen, worauf der Fürst mir allsogleich die Hand gab, und in den Vorschlag willigte. Nun was sagst Du dazu?

Béla schlug nicht so schnell ein.

— Was zum Kukuk, Du zögerst, als ob Du dich erst besinnen wolltest, die Stelle anzunehmen? Freund wenn ich Advokat wäre, würde ich mit beiden Händen nach einer solchen Gelegenheit greifen.

Was denkst Du? Durch eine solche Stelle ist dein Glück gegründet.

— Es giebt etwas unangenehmes bei dieser angebotenen Stelle, sagte Béla ausweichend, was ich Dir nicht erzählen kann.

— Nun, so werde ich's Dir erzählen, vom Anfang bis zum Ende. Höre mich an. Als Du noch politischer Flüchtling gewesen, fiel es dir einmal ein, unter andern Maskirungen auch die Livree eines herrschaftlichen Gärtners zu versuchen. In letzterer Eigenschaft dientest Du den Fürsten Wolozoff. Hast Dich aber nicht auf die schönste Art von ihm verabschiedet, nachdem Du seinen Gast, der deine Gattin verleumdet, in das Aquarium stießest, daß er heute noch darin läge, wenn man ihn nicht herausgezogen hätte. Von diesem Falle weiß die ganze Welt, trotzdem, daß Du ihn Niemanden erzähltest. Indessen wird der Fürst Dich nimmer erkennen, wenn er Dir begegnet. Auch hast Du jetzt ein ganz anderes Gesicht, und der Fürst wird es nie merken lassen, daß er sich erinnert, Dich je gesehen zu haben. Uebrigens hast Du nur dann mit ihm zu verkehren, wenn ein Vergleich zwischen ihm und seinen Bauern stattfinden soll.

—Gut ich werde mir's überlegen.

— Was bei Dir so viel bedeutet: „ich werde es früher meiner Frau mittheilen," daran thust Du Recht, Freund; sie ist ein kluges Weib, hat mehr

Verstand als Du und ich. Bist dabei ein glücklicher Mann, hast zwei Köpfe, was Du mit einem nicht ausklügeln kannst, darüber holst Du Rath beim Andern. So geziemt es sich auch. Deine Gattin wird dir sicherlich sagen: nimm die Stelle an.

— Darüber bin ich im Zweifel.

— Nun so erfahre es je eher, und benachrichtige mich.

Dann entfernte sich Dombay, während Béla zu Judith eilte.

— Meine Liebe, Fürst Wolozoff hat mir das Rechts-Direktorat über seine Güter angetragen. Was sagst Du dazu?

Judith dachte nach.

Dann ergriff sie plötzlich Bélas Hand und sprach:

— Nehme es jetzt an. Verrichte in möglichst kurzer Zeit die wichtigsten Angelegenheiten. Und dann danke ab.

Béla bedankte sich mit einem Handkuß für den guten Rath.

Es steht entschieden fest, daß Frauen den feinsten Takt besitzen.

Ein wenig weltlicher Tratsch, ein wenig Schein, ein klein bischen Eifersucht, und aus diesen vielen Kleinigkeiten entsteht ein so allgemeines Chaos, woraus sich der gute Ruf eines Menschen kaum zu retten vermag. Es giebt aber noch Menschen, denen

der gute Ruf theurer, als das tägliche Brot ist. . .

Wenn Béla solch' ein glänzendes Anerbieten zurückweisen sollte, würde er einen ganzen Schwarm der beleidigendsten Verdächtigungen gegen sich und seine Gattin aufhetzen.

Ein Advokat, der einen Fürsten, welcher seiner Gattin, die durch Zufall auch Schauspielerin ist, Kränze zugeworfen, nicht zum Klienten haben will, setzt sich vor den Augen der Welt den ärgsten Vermuthungen aus. — Nimmt er die Stelle an, und verbleibt in derselben, was würde dabei herauskommen? Ein Advokat, der Gatte einer Schauspielerin ist, welcher sein Klient, der Fürst, Kränze zuwerfen pflegt; setzt er sich nicht den häßlichsten Zumuthungen aus.

—„Beendige seine Angelegenheiten, um deretwillen er Dich berief, dann laß ihn fahren.“

— — — — — — — — — —

Als Fertöy erfuhr, welch' nene Bekanntschaft der Fürst mit Béla Lávay angeknüpft hatte, raisonirte er folgendermassen:

„Der Fürst ist eben ein launenhafter Mensch, wie es die Großen zu sein pflegen, Judith eine schöne Frau, hat einen schönen, hohen künstlerischen Ruf, und was noch mehr, sie genießt auch den Ruf einer treuen, ihrem Gatten ergebenen Frau; ein wahrlich sehr verlockender Umstand. Dagegen welkt Seraphine vom Tag zu Tag, ihre Launen langweilen,

statt Bewunderuug zu erregen. Der Fürst konnte erfahren haben, daß Béla einst Seraphine den Hof gemacht, und daß diese nicht gleichgiltig für ihn gewesen. Er konnte demnach auf die Idee eines gegenseitigen Tausches kommen. Alte Flammen lassen sich ja so leicht wieder anfachen.

Diese Kombination hatte Fertöy nicht zufrieden gestellt.

Er nahm sich vor beider Frauen Tugend zu vertheidigen:

Die Seraphines gegen Béla, und die Judith's gegen den Fürsten.

Es giebt also dennoch Fälle wo die Tugend einen Werth besitzt!

Fertöy war sehr mit sich selbst zufrieden, als er die Details seiner Vertheidigungstaktik festgestellt hatte.

Die Lage mag sehr verwickelt gewesen sein. Fertöy hatte eine schöne Frau und eiue schöne Niece.

Seine schöne Gattin hatte einen reichen Anbeter, der zugleich der stille Verehrer seiner schönen Niece ist.

Wäre es nicht eine boshafte Eskamotage, wenn die Köpfe der weißen und schwarzen Taube plötzlich vertauscht würden.

Wem kann man hier vertrauen? Einzig und allein Judith. Ihr Karakter ist der stärkste, der widerstandfähigste unter Allen.

Fertöy hatte etwas ersonnen, wodurch man Judith in den Brennpunkt der Intrigue hinstellen, und durch sie das Ganze vernichten konnte.

Welcher Natur dieses Etwas gewesen? werden wir später erfahren.

Ueber das können wir aber heute schon im Klaren sein, daß so oft Fertöy an seine Niece dachte, er dieselbe sammt ihrer ganzen Familie auf den Grund des Meeres verwünschte; Niemanden jedoch haßte er so, als Judith selbst.

Mochte er vielleicht die Ahnung haben, daß dieses Viele im Besitze jenes geistigen Kapitals ist, welches an Werth seinen Haß paralisirt; und daß sie ein ebenso unversöhnliches Herz ihm gegenüber stellte, als er eines besitzt?

Es war an einem schönen Herbsttage, zur Zeit der Weinlese, als Béla im Schloße des Fürsten anlangte. Er kannte sehr gut die Räumlichkeiten dieses Schlosses, so wie auch das Dienstpersonale, doch ihn erkannte Niemand, außer dem alten Jagdhunde, welcher ihm im Vorzimmer entgegen sprang und Zeichen der Freude gab, als würde er sich aus der Vergangenheit des Ankömmlings erinnern.

Als sich Béla nach dem Fürsten erkundigte, verwies ihn der alte Kammerdiener in den Garten,

wo der Fürst mit einer Gesellschaft bei der Jause saß. Er hatte viele Gäste aus der Gegend; man hatte eben heute die Weinlese beendet.

Béla beeilte sich den Fürsten aufzusuchen. Er wußte recht gut, daß sein Lieblings Aufenthalt ein aus Eisen und Glas gebautes chinesisches Lusthaus sei, an dessen Säulen er einst die Efeu-Ranken pflanzte. Diese waren bereits hoch herangewachsen, liefen bis an das Dach der Pagode, und hingen mit ihren zarten Ranken wie schwebende lichtgrüne Schatten herab.

Die hintere Thüre dieses Lusthauses öffnete sich auf ein Garten-Labyrinth, welcher, wie wir wissen, daher seine Benennung hatte, daß man Bäume und Gesträuche in Form von Schneckenwindungen angesetzt, wo, wenn man den Mittelpunkt erreicht, man wieder genöthigt war, denselben Weg zurück zu machen.

Wollte sich der Fürst einen sogenannten Jux machen, so ließ er die Thür-Klinken von den ersten drei Thüren der Pagode abnehmen, ließ die gemalten chinesischen Vorhänge der Fenster herabziehen, und Derjenige welcher in den Pavillon hinein wollte, mußte nun jene Schneckenwindungen betretten, und einen Weg von ungefähr tausend Schritten zurücklegen, um in die Pagode zu gelangen. Diese Erfindung diente dazu, um sich vor plötzlichen Ueberraschungen sicher zu stellen.

Béla jedoch kannte sehrgut den Weg, hatte doch er die Gesträuche und Bäumchen des Labirinthes zugestutzt. Er gehörte auch nicht unter jene wilden Gäste, welche ein jedes Fenster am Pavillon zu versuchen pflegten, ob es keine Thüre sei, bevor sie sich entschloßen hatten den Pfad des Labyrinthes zu betretten.

Aus der Pagode drang ein großer Lärm Männerstimmen, Gläser-Geklirr und Gelächter ineinander gemischt; zuweilen mengten sich auch scharfe Frauenstimmen hienein, wahrscheinlich der Kousinen des Fürsten.

Béla am Schauplatze seiner einstigen gärtnerischen Thätigkeit angelangt, fühlte eine unwillkürliche Erregung der Erinnerung an seine alten Bekannten, an die durch ihn gepflanzten Bäume.

Ist es doch eine wahre Leidenschaft, welche der Gärtner für seine Bäume hägt; eine Leidenschaft, worin Liebe, Kummer, Eifersucht, Wohlgefühl und finsteres Hinbrüten vermengt sind. Welch eine Sehnsucht in der Ferne, Fremde im Wiedersehen und Schmerz über das Verwelken empfinden. Ob er gewachsen, ob er reiche Blüthen getrieben, jener Tulpenbaum, den er einst in der Mitte des Labyrinth's gepflanzt, mußte er doch bereits sich zu einem großen Baume herausgewachsen haben. Béla hatte in diesen Momente mehr Interesse für den Tulpenbaum, als für die ganze Gesellschaft.

Der Tulpenbaum war seitdem groß gewachsen, hatte üppiges Laub und reiche Blüthen; die um die Rotonde gepflanzten Hibikbäume neigten sich mit ihren dichten Laub übereinander, dazwischen schlangen sich die Ranken der wilden Beern, und bildeten eine lebende grüne Höhle; um das Ganze zu ergänzen, lehnte eine bleiche Frau an dem Baumstamme, gleich einer Dryas der Mythe, mit einer Hand an einen hervorstehenden Ast geklammert, die andere über das blonde Lockenhaupt erhebend, in welchen statt der Blume, halbreife wilde Weinberen prangten. Die durch das grüne Laub durchdringenden Sonnenstrahlen, hatten mit ihren grünlich bläulichen Licht das genußsüchtige Antlitz noch bleicher gefärbt, jenes Antlitz, dessen rothe Lippen und Flammenden Augen noch so viel Anspruch auf Leben machten.

Die Gestalt, welche an dem Baume lehnte, war Seraphine. Béla war ebenso überrascht als Seraphine, als sie das Ungefähr so plötzlich zusammen brachte. Die Beschaffenheit des Labyrinth's brachte es mit sich, daß sie einander erst bemerken, als sie sich Aug in Aug gegenüber standen.

Seraphine, welche aus tiefen Nachdenken zu erwachen schien, betrachtete mit sinnenden Blicken den Ankömmling und nur als sie Béla begrüßte, trat das bekannte Lächeln auf ihre Lippen.

— Ah, Sie sind es Lávay? Ach! sie versuchte es schalkhaft zu lächeln.

— Ich kann wirklich nicht für etwas anderes gehalten werden, als ich wirklich bin, sagte Béla im gleichem Tone, Sie aber hätten sich füglich als die Dryade dieses Haines halten können, welche den Worten des Laubes lauscht.

— Wissen Sie es, lieber Lávay, daß die Sprache des Laubes in diesem Hause die vernünftigste Sprache ist. Doch was führt Sie hieher? Kommen Sie vielleicht, um nach einem Auge zu sehen, welche Sie noch als Gärtner gepfropft hatten.

— Ach möglich. Uebrigens ließ mich der Fürst in einer fast prosaischen und dennoch erhabenen Angelegenheit zu sich rufen. Er will eben einen Ausgleich mit seinen Bauern anbahnen, und ich soll hierin sein Anwalt sein.

— Ach das ist sehr schön. Dann werden wir Sie oft sehen. Fertöy gedenkt vierzehn Tage hier zuzubringen.

Seraphine sagte dieß mit unverblümten Spott, sie wußte es ja gut, daß der Name Fertöy's keineswegs die Freuden Bélas vermehren werde.

— Wie bedauere ich die schöne Gelegenheit in Folge Anhäufung meiner Geschäfte nicht benützen zu können, ich muß mich hier sehr beeilen, denn es warten auch zu Hause Pflichten auf mich.

— Welch abgeschmackter Mann sind Sie Lávay, anstatt, daß Sie sagten, ... daß heißt, Sie brauchen nichts zu sagen. Sie haben es ja nicht nöthig auf meine Fragen Antwort zu geben, in jenem Tone, in welchem ich Sie frage, sprechen Sie nichts. Ich sehe Sie dann am liebsten, wenn Sie schweigen, da pflege ich immer über Ihre Gedanken Vermuthungen anzustellen. Wenn Sie sprechen, sind sie viel schwerer zu errathen.

Béla lachte.

— Demnach pflege ich immer anders zu denken, als ich spreche? Seraphine zuckte mit den Achseln.

— Wie Sie unausstehlich sind? Ich wollte Sie beleidigen, und Sie lachen darüber. Wüßte ich's nur, womit man Ihnen nahe treten, Sie beleidigen kann.

— Sie mit nichts.

— Na, na, nehmen Sie sich in Acht, ich werde Alles aufbieten, um Sie in Zorn, in Wuth zu bringen, und Sie zu zwingen, mit mir zu streiten.

— Dann werden Sie von mir nichts ernst nehmen, bedenken Sie, daß ich Advokat bin, und als solcher, ja oft streiten muß, als es meine Klienten verlangen, trotzdem, daß ich meinen Gegnern keineswegs Feind bin.

— Gut denn, Herr Advokat, auch ich habe einen Prozeß, darf ich Sie bitten, denselben anzunehmen.

— Es ist nur die Frage, ob der Prozeß nicht gegen einen meiner Klienten gerichtet ist; der Advokat darf nicht doppelzüngig sein, sonst wird er zum Silenziarius gemacht.

— Ach! kümmern Sie sich heute nicht um Ihren Klienten, wenn Sie den Fürsten meinen. Mit dem ist heute kein vernünftiges Wort zu wechseln. Er hat mit Fertöy gewettet, wer den anderen eher unter den Tisch trinkt? Wie ich beide kenne, wird dieses edle Turnir „heute" kaum sein Ende finden. Ich verschwand vom Schauplatze des Wettkampfes; blieben doch der Damen genug dort, um den Sieger zu bekränzen. Haben Sie etwa Lust, sich den Reihen der edlen Kämpfer anzuschließen, oder bei mir zu verbleiben. . . . . Ein bitteres Dilemma, nicht wahr?

— Im Gegentheil, die Wahl ist sehr angenehm, erwiederte Béla, indem er an der Seite Seraphinen's Platz nahm, welche an einer herabgerissenen Ranke der wilden Rebe kaute, vielleicht um sich den Ekel nach dem süßen Mahl zu vertreiben. Gehen wir also zum Prozeß über, den sie mir anvertrauen wollen, gegen wen ist er gerichtet?

— Gegen die ganze Welt, sagte Seraphine, eine Handvoll wilder Beeren in die Luft schleudernd.

— Auf den Rechtsgrund der Erbschaftstheilung. Auch ich will einem Theil von jenem Glücke, von jener Achtung, von jener Ruhe, die Allen auf der Welt, dem Knechte, dem Bauer, dem Narren zu Theil wird, und, an denen nur ich nicht theilnehmen kann, sonst Jeder, der darnach greift.

— Liebe Seraphine! Es sind dieß zwar Rechte die einem Jeden gebühren. . . .

— Ich bitte Sie geben Sie meinen närrischen Reden keinen vernünftigen Anstrich. Warum lachen Sie jetzt nicht, Ihr Lachen könnte mich anstecken. Sie bemerken es nie, wann ich Scherz treibe.

— Hören Sie mich an — sagte Lávay — ich scherze nicht; habe Ernstes mit Ihnen zu sprechen. Sie werden es aus einem meiner Worte errathen können, daß ich mich sehr viel um Ihr Schicksal kümmere. Ich habe die vergangene Woche damit zugebracht, den Beschluß in mir reifen zu lassen, wonach ich Sie zu einen entscheidenden Schritt bewegen muß. Ich muß Sie nämlich überreden, sich von Fertöy scheiden zu lassen.

Das Gesicht Seraphines wurde noch bleicher, als es bisher gewesen, plötzlich begann es sich aber zu röthen, daß es beinahe zu flammen schien. Verwundert und zitternd blickte sie Lávay an.

— Weshalb soll ich mich scheiden lassen?

— Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen, weil es mein Geheimniß ist. Sie müssen mir es jedoch

glauben, daß ich es nicht ohne Ursache thue. Ich war entschloßen, Sie aufzusuchen oder brieflich aufzufordern, wenn mir das Ungefähr nicht zu Hilfe kommt. Die Pietät für die Erinnerungen einer Vergangenheit, das Wohlwollen, welches Sie mir in meinen bittersten Schicksalen bewiesen, machen es mir zur Pflicht, Sie zu einem Schritte zu bewegen, den Sie machen müssen, wenn Sie einem bösen Geschicke ausweichen wollen, welches Sie unbedingt in den Abgrund reißen würde, wenn Sie meinen Worten kein Gehör schenken. Diese Worte war ich Ihrer Zukunft schuldig. Ich will Sie früher von Ihrem Gatten geschieden sehen, und dann erst werde ich Ihnen die Ursache erklären.

Seraphine blickte träumerisch in die Augen Bélas, und glaubte aus denselben lesen zu können.

Doch wie täuschte sie sich!

Seraphine ließ sich unwillkürlich auf das kleine weiße Bänkchen der Laube nieder, als wäre sie von einem Schwindel ergriffen.

Sie war nur zu sehr Frau, um ihr Herz einem Gedanken verschließen zu können. Der einstige Jugendgespiele empfiehlt ihr, sich von ihrem Gatten zu trennen. Ein Mann, an dem sie nie ohne Herzklopfen zu denken vermochte, verlangt von ihr, ein Hinderniß aus dem Wege zu räumeu, welches zwischen ihnen Beiden sich befindet, Seraphine faltete

die Hände, sah Béla mit flammenden Blicken an, und frug ihn, im Tone innerster Erregung.

— Béla! haben Sie jetzt im Ernste mit mir gesprochen?

Béla war von dem flehenden Blicke der bleichen Frau ergriffen, und drückte ihre zusammengefalteten Hände.

— Seraphine! der Himmel möge jene Strafe über mich verhängen, die nie, nie mich treffen kann: die Verachtung der Menschen; wenn ich nicht wahr und aufrichtig zu Ihnen spreche; schenken Sie mir Glauben. Ich weiß es, daß es ein gewagtes Wort war, welches ich aussprach; doch Sie haben von „geachtet sein" gesprochen, das war überflüssig. Ich wußte es, daß eine Frau wie Sie, die im klaren Sonnenschein der Achtung aufgewachsen, deren jeder Zug den natürlichen Anhang des Stolzes trägt, gegen jenes Gut, welches höher als das Leben anzuschlagen ist, nicht gleichgiltig bleiben kann. Ich habe wichtige Gründe, Ihnen als Wegweiser zu dienen. Betrachten Sie mich, als wäre ich nicht anderes, als ein kalter unempfindlicher Stein, auf welchem die Worte stehen: „gehe diesen Weg." Einem solchen Stein würden Sie Glauben schenken, ohne zu fragen: ob er auch die Wahrheit spreche? Ich kann Sie nicht über meine Gründe aufklären, denn in denselben liegt die Hand der Nemesis, welche unerbittlich auf Ihrem Schicksale ruht. So viel kann ich Ihnen je-

doch sagen, daß Sie falls Sie die Verbindung nicht lösen, einem bösem Geschicke anheim fallen, das keine Rettung mehr gestattet.

— Sie erschrecken mich.

— Das will ich eben, einst werden Sie mich sehr gut verstehen und es klar einsehen, daß mich zu diesem Schritte, weder Laune, noch Intrigue, am Wenigsten aber unreife Empfindelei bewog; sondern eine natürliche, sehr gerade Berechnung; Sie werden es einsehen, daß ich Dinge sehend, die unbedingt geschehen werden, bei jenen Erinnerungen, welche ich in meiner Seele herumtrage, nicht schweigen konnte, sondern sprechen, und nur so sprechen mußte.

— Erlauben Sie mir ein wenig zu rathen. Also mit Fertöy soll etwas Großes geschehen, Sie sprechen von einer Nemesis. Soll er vielleicht an seinem Vermögen Schaden leiden?

— Davon weiß ich nichts, würde auch darüber nichts sprechen. Bin überzeugt, daß Sie dann am Besten an seiner Seite ausharren würden. Armuth gilt zwar als Schande in den Augen Anderer, aber nicht in unseren eigenen.

— Aendert sich vielleicht die politische Situation, und ist die Stellung Fertöy's gefährdet.

— Auch das wissen Sie zu gut, daß in gegenwärtigen Zeiten in diesem Lande Niemand von Politik spricht.

— Dann beabsichtigt Fertöy einen Streich gegen mich zu führen? Kann er mir noch mehr Böses zufügen, als er bereits gethan, würde ich denn seinetwegen nicht schon längst einem Anderen, wem immer in der ganzen Welt angehören, wenn ich nicht mir selbst angehörte.

— Liebe Seraphine, täuschen Sie sich nicht. Eine Frau gehört nie sich selbst an.

— Demnach ist sie theilweise das Eigenthum eines Anderen?

— Ja, das Eigenthum jenes Namens, den sie anstatt des ihren angenommen. Dieser kann Sie erheben, oder mit sich in den Koth herabziehen, ohne daß Sie dagegen etwas zu thun vermöchten.

— Es droht Fertöy sonach Gefahr, und zwar eine Gefahr, welche seinem Namen schaden könnte.

— Es ist möglich.

— Und würden Sie es nicht für möglich halten, daß, wenn die Gattin Fertöy's erführe, es droht ihrem Mann Gefahr, sie, statt sich von Ihm zu trennen, ihm das Geheimniß entdeckt?

— Das würde mich durchaus nicht befremden, im Gegentheil, würde ich mich freuen darüber, wenn dadurch der Schande auszuweichen wäre. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen sagte: es würde mir zur größten Freude gereichen, wenn Fertöy der Gefahr entrinnen könnte. Doch Sie werden ihn nicht retten können.

— Woraus folgern Sie das? . . .

— Weil er selbst mit Gewalt zu Grunde gehen will.

— Räthselhafter Mensch! ist das Ihre Rache?

— Nein, nein, ich rühre keinen Finger, um ihn zu verfolgen; kein Wort entfällt meinen Lippen, welches ihn vorwärts treiben könnte gegen den Abgrund; er selbst eilt demselben entgegen, und wird darin sei Verderben finden.

— Wissen Sie was ich mir jetzt denke?

— Ich weiß es.

— Sie wissen es? Nun, was?

— Sie denken liebe Seraphine, dieser mein Jugendgespiele will mich von meinem Gatten scheiden! Um . . . . nun mich auch vom Fürsten trennen zu können.

In dem Momente bedeckte Seraphine ihr Gesicht mit beiden Händen, als wäre ein Blitz vor Ihr nieder gefahren; sie wendete sich ab von Béla und fing laut zu schluchzen an.

Béla richtete sich vor ihr auf, und sprach kein Wort.

Nach einigen Minuten erhob die bleiche Frau ihr thränenbefeuchtetes Antlitz, und sagte fortwährend schluchzend in vorwurfsvollem Tone:

— Warum haben Sie es nöthig gehabt, dies zu errathen?

— Weil das ganze natürlich ist. Eine jede Frau würde in gleichem Falle so denken.

— Deßhalb hätten Sie mir dieß doch nicht ins Gesicht sagen sollen. Mit diesem Worte haben Sie mich zu Ihrem Sklaven gemacht; von nun an können Sie über mich gebiethen. Nun bin ich ent larvt; Sie wissen nun, daß ich Furcht vor Ihnen habe; mit einem Winke können Sie mich schicken, wohin Sie wollen; Sie wissen es, daß ich nichts gegen Sie ersinnen kann, was Sie nicht allsogleich errathen. Was wollen Sie thun mit mir?

— Das, was Sie, vor einigen Augenblicken von mir gewünscht hatten: Ihren Prozeß gegen die Welt gewinnen.

— Sie schlagen mich in der That mit meinen eigenen Worten. Ich bat Sie, mich zu vertheidigen, und machte es wie der Knabe in der Fabel, welchen der Schutz seines Verfolgers anrief.

— Sie sind ungerecht Seraphine; Sie wollen es mir nicht glauben, daß jenes Gefühl, welches ich für Sie bewahrt habe, die aufrichtigste Achtung ist.

— Ich vermag es nicht zu glauben, weil dieß für mich entweder sehrwenig, oder sehr viel ist. Sie spielen sich jetzt ebenso mit mir, wie in unserer Kindheit, wo Sie ein Steinchen das ich Ihnen nehmen wollte, fest in die Hand drückten, und über meine vergebliche Mühe, Ihnen denselben zu entwinden, so herzlich lachten; Sie waren stärker. Sie fühlen auch heute Ihre

Stärke, und wissen es, daß ich schwach bin; Sie wissen noch mehr, z. B. daß wenn Sie sich mir gegenüber schwach zeigen würden, ich die Oberhand gewinnen möchte. Und das ist es, was Sie so gut zu verwerthen verstehen. Sie haben vor sich eine Frau, die bezaubert von Ihren Füßen liegt, die Sie mit der Spitze Ihres Fingers emporheben könnten; Sie hüthen sich jedoch Ihr diese Fingerspitze zu reichen, — denn würden Sie diese Frau erheben, müßten Sie zu ihren Füßen sinken.

Auf den bleichen Wangen Seraphinens erglühten bei diesen Worten, gleich zwei erblühten Rosen, die entflammende Leidenschaft.

— Ach! — Seraphine, Sie schwelgen uoch immer im Reiche der Poesie, und vergessen, daß das Leben auch eiue prosaische Seite hat, sagte Béla, sich neben Seraphinen niederlassend und ihre glühende Hand ergreifend.

— In den Romanen findet man Helden, die sich stets mit einem und demselben Gedanken befassen. Auf dem Theater beginnt das Drama mit Schwärmereien und die Schauspieler sprechen durch volle fünf Akte stets über denselben Gegenstand. . . . . Was thun sie jedoch in den Zwischenakten? . . Dort ist das wirkliche Leben . . . . dort läuft der Mensch vom Morgen bis zum Abend seinem Geschäfte nach; kämpft mit fremden Sorgen, lernt und lehrt, rafft Erfahrungen nach: und findet seine

Freude darin, wenn er nach dem Erfolge sich behaglich ausruhen kann. Das ist die furchtbare Prosa des Lebens, liebe Seraphine! . . . und dieses wäre Ihr Ideal nicht.

— Leider, das eben dies mein Ideal ist, und eben deßhalb, weil es mir am entferntesten steht. Ich selbst bin eine leichtsinnige Närrin, und Diejenigen, die mir nahe stehen, sind hierin sämmtlich meine Nebenbuhler, und ich bete meine Gegenfüßler an.

Ein bachanalischer Lärm erschall von der Pagode her, und störte das Gespräch.

Seraphine machte diese Störung erbeben.

— Verlaßen wir diesen Ort, sagte Seraphine zu Béla.

— „Diesen Ort,“ frug Béla die Worte absichtlich betonend.

Seraphine hatte ihn begriffen.

— Ja diesen ganzen Ort.

— Und sollen wir wiederkehren?

— Ich habe es nicht nöthig wiederzukehren. Doch Sie?

— Ich werde es thun, die Angelegenheit welche mir der Fürst übertrug, will ich beenden; darüber hinaus hören meine Beziehungen auf.

— Sie wollen ihre Stelle hier aufgeben?

— Das ist mein fester Entschluß.

In Seraphinens Seele begann allmälig ein Glaube Wurzel zu schlagen; der Glaube an den Traum ihrer Kindheit.

Sie drückte die Hand Bélas.

— Dann übernehmen Sie meinen Ehescheidungsprozeß?

— Ja und ich gebe Ihnen zugleich die Versicherung, daß derselbe einmal begonnen, auch bald beendet sein wird.

— Nun Gott mit Ihnen, gehen Sie ins Schloß zurück. Heute können Sie nicht mit Wolozoff sprechen, und sich mit ihm zu unterhalten, werden Sie gewiß keine Lust verspüren.... Ich gehe in den Park; denn ich bedarf der Einsamkeit.

Diese Stunde ist der Wendepunkt meines Lebens, wo man spricht: der Sommer ist zu Ende, und der Herbst beginnt. Trachten Sie, daß wir uns hier nicht mehr begegnen. Mir selbst kann ich Dieses nicht überlassen. — Sehen Sie wie ich bis zur Lächerlichkeit aufrichtig bin; — doch ist es für Sie schmeichelhaft, wenn sich Jemand vor Ihnen in den Staub wirft, und sich nicht fürchtet von Ihnen zertreten zu werden. Gott behüte Sie Béla. Nun drückte sie die beiden Hände Béla's, und um nicht mit demselben allein die Schneckenwendungen gehen zu müssen, brach sie sich durch das Gestrüpp Bahn, mit offenbarer Aufopferung ihrer Toilette.

Béla begab sich in das Schloß zurück, und ließ sich von einem Diener in sein Zimmer führen.

Es war dies ein abseits gelegenes Gemach, welches mit der Bibliothek in Verbindung stand, uud dem gewöhnlichen häuslichen Geräusch entrückt war.

Béla glaubte den Rest des Tages ruhig zubringen zu können, doch hatte er sich hierin sehr getäuscht.

Kaum begann es zu dämmern, da vernahm er den Gesang der heitern Weinlesegäste, und Tritte näherten sich seiner Thüre; Es klopfte.

Herein — rief Béla.

Der Fürst trat herein.

Wolozoff war, dem Naturgesetze gemäß, betrunken, da er viel getrunken hatte. Er stand übrigens im Rufe, daß er in einem solchen Zustande ein sehr liebenswürdiger Mann zu sein pflege. Viele Damen hatten es schon rund herausgesagt, daß sie sich eben dann ihn ihn verliebten, wenn er betrunken war.

Er pflegte dann freundlich, verbindlich opferbereit zu sein; seine Heiterkeit hatte etwas ansteckendes und seine Züge hatten einen wahrhaft anziehenden Reiz. Da öffnet sich in ihm ein poetische Ader, seine Einfälle sprühen von Geist; da war er liberal und Demokrat.

Es gibt einzelne seltene Exemplare, auf die der Wein diese wohlthätige Wirkung übt.

— Seien Sie willkommen, lieber Lávay — sprach der Fürst, seinem Gast die Hand reichend. — Soeben erfuhr ich, daß Sie eingetroffen; was mich sehr freut; deßhalb habe ich mich auch beeilt Sie aufzusuchen. Wir wollen jedoch die Prozeßangelegenheiten ruhen lassen, heute bin ich, wie Sie sehen, nicht dazu gestimmt, heute könnte ich mein letztes Hemd wegschenken, wenn es Jemand verlangen würde, streiten aber könnt ich mit Niemanden; — ich kam auch nur um Sie in die Gesellschaft abzuholen; darum lassen Sie nur schnell Ihre etwaigen Einwendungen hören, denn ich nehme Sie auf jeden Fall mit, und wenn es nicht anders geht, trage ich Sie auf den Schultern hinab.

— Ich danke Ihnen Fürst; — sagte Béla lachend. Es wäre eine zu große Ehre für mich; ich werde Ihnen auf eigenen Füßen folgen wohin Sie wünschen.

— Doch zum Kukuk, lassen wir die Titulaturen und dutzen wir einander. Wir haben in jetziger Zeit wahrlich nicht viel Ursache, mit den Titeln wählerisch umzugehen. Wir sind ja gleiche Hunde; Marsch! Kusch dich! heißt es, und wir müssen gehen und schweigen. . . . Also her da mit der Hand, Bruder! Denk ja nicht, daß jetzt der Wein aus mir spricht; und wenn er verflogen, ich Dich morgen

wieder „Spektabilis" tituliren werde. Der Wein gilt bei mir für keinen Autokraten, wir leben mit einander in konstitutionellen Beziehungen; ich schlage vor, er sanktionirt, doch darf er nichts mit mir ohne mich thun.

— Dutzen wir uns denn — erwiederte Béla — Hab' mich schon mit größeren Herrn gedutzt: als Du einer bist.

— Parbleu! das ist ja wahr! die Antwort gefällt mir. So hat mir noch Niemand replizirt. Ja, so ist es. Hm! Wo sind Sie die Armen? Na .... wenn ich einmal in einem Toaste jener „gewesenen Größen" gedenke, dann schlage mit mir an, und schleudere dein Glas Demjenigen an den Kopf, dessen Augen nicht mit Thränen gefüllt sein werden.

Der Fürst schlepte seinen Gast, ihn fest am Arme haltend, den langen Korridor entlang, die Treppe hinab. Während dieser Wanderung erzählte er, welch' herrliche ländliche Genüße da unten ihrer harrten. Zwei Zigeunerbanden sollen um die Wette pielen, und zwar Märsche, für welche man morgen die ganze lustige Gesellschaft einsperren und in Ketten schlagen wird, was einen famosen Jux absetzen soll. Den Csárdás werden die Herren mit den Bauerndirnen, die Damen mit den Burschen tanzen, kein Theil der noblen Gesellschaft wird dabei verlieren. Am Ende der Lustbarkeit wird ein Feuerwerk abgebrannt, welches einen brillanten Skandal her-

vorrufen soll, da Fertöy der Arangeur ist, der gute Herr aber derzeit so betrunken sei, daß er alles doppelt sieht. So eben sagte man ihm, seine Gattin Seraphine wünsche ihn zu sprechen, da frug er mit lallender Zunge: welche? . . . Der Kerl wird mir mit seiner Steigraketen ganz gewiß eine Scheuer in Brand stecken, oder sich selbst ein Aug ausschießen, wobei nur das zu bedauern wäre, daß er sich nicht beide ausgeschoßen.

Béla ließ das Geschwätz zu dem einen Ohr hinein, zum andern hinaus . . .

Die lustige Gesellschaft befand sich in der Veranda des Erdgeschoßes, der Fürst wollte, trotz seines Taumels, seinen Gast nicht als Beute der bereits „fertig" gewordenen Gäste hinwerfen. . . . Es gibt auch keine präkärere Lage, als wenn ein vollkommen nüchterner Mensch, in eine bereits angetrunkene Gesellschaft geräth. . . . Der Fürst bezeichnete einige seiner Gäste beim Namen, wie sie ihm eben in Wurf kamen. Einige verzweifelte Patrioten näherten sich Béla, drückten ihn die Hände, und stotterten etwas von „langersehnten Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen;" doch der Fürst zog seinen Gast mit sich, und ließ die Patrioten mit den blutunterlaufenen Augen nicht ausreden.

— Dies ist meine Kousine Olga, das Feodora . . . sagte der Fürst beide vorstellend; dann schleppte er Béla bei Seite, und raunte ihm ins Ohr:

Lasse Dich in kein Gespräch mit ihnen ein, beide sind dumm, wie Gänse, tanze später einen Csárdás mit ihnen, damit hast Du sie dir verpflichtet . . . . dann lasse sie fahren. Siehst du die schöne Frau, welche so bleich ist; ein ausgezeichnetes Weib, scheint jedoch wieder ihren Mond zu haben, man kann sich ihr nicht nähern, zuvor ließ sie ihren Gatten rufen, mit dem Bedeuten, sie wolle mit ihm sprächen. Als er kam, und sie frug, womit er ihr zu Diensten stehen könne, da schwieg sie, und maß ihn mit kalten Blicken vom Wirbel bis zur Zehe. Als er seine Frage wiederholte, zukte sie mit den Achseln und wendete sich ab. Es ist am besten, wenn man sie etzt in Ruhe läßt, denn sie ist zum verzweifeln schön!

Béla murmelte etwas, als würde er die Frau kennen.

Damit gingen sie zu den Zigeunern.

Es gibt Stunden, in welchen der Zigeuner über die schönsten Frauen der Erde steht. Ach schöne Frauen verstehen sich auf Musik, und bringen es auf dem Klavier zu einer gewissen Virtuosität. Wir bewundern — ihre schöne rundgeformten Schultern, und preisen ihr — gelungenes Spiel, sind zuweilen entzückt, über die schneeige Weiße der winzigen Händchen; über die alabasternen Finger, welche mit künstlerischer Fertigkeit über die Tasten gleiten, um diese küssen zu können; wenn jedoch der Zigeuner

da draußen seine Geige anstimmmt, dann küssen wir die schöne weiße Hand der himmlischen Gnädigen, und denken, die schwarze Hand des braunen Zigeuners ist denn doch etwas anderes.

Der Fürst war von den Leistungen seiner Zigeuner entzückt, und verlangte, daß es auch Béla sein soll.

— Schau' Dir' mal diesen jungen Kerl an, kaum zwanzig Jahre alt, ist er schon das Haupt der ganzen Bande. Wie er den Kopf zurückwirft, wie er sich weder um Menschen noch um Engeln scheert, als wäre keine Welt für ihm da, und er nur für sich allein spielte. Sieh', wie ihm die Fetzen vom Rockärmel heraus hängen, und wie ihm das durchaus nicht genirt, er ist ja bewußt, daß er ein viel größerer Künstler sei, als Ole-Bull.

Er zwickert nur mit halben Blicken auf uns her, doch hat er es bereits errathen, welcher Ton zum Herzen dringt? und wenn er will, so läßt er mich aufjauchzen, wie einen Narren, nnd Dich weinen, wie ein vom Liebsten verlassenes Fränlein. . . .

Wie sich seine Muskeln winden und würgen, als wäre er vom alttestamentarischen Teufel besessen. In jeden seiner Glieder fühlt er, was er spielt, und wie die ganze Gesellschaft durch sein Spiel wie von einem elektrischen Strome durchzuckt wird. Diesen Burschen wollte man zum Soldaten assentiren, ich gab ihm das Geld, um sich loszulösen; er vertrank

es, schlug sich aber dafür seine beiden Vorderzähne aus, um die Patronen nicht beißen zu können und so blieb er vom Militär befreit. Ein Diamant von einem Kerl! Dann beseh' Dir einmal den Alten dort mit der Baßgeige! Gestern hat er noch im Ziegelschlag gearbeitet, seine Nägel sind noch voll Lehm, er pflegt der Gewohnheit des Waschens nicht. Welche Melancholie entwickelt sich in jedem seiner Züge! Es spiegelt sich da jener Grundsatz der Lebensphilosophie ab, daß von Allem nur das gut ist, was man besitzt, und das schlechte, dasjenige dessen man bedarf. Welch patriotisches Gesicht! braun wie der schönste Kordovan, der graue Bart, die dichten Augenbraunen scheinen, als wären sie von feinster Wolle. Eine Locke fällt ihm auf die Stirne, um eine Narbe zu verdecken, welche er sich in der Schlacht, oder vielleicht auch im Wirthshause geholt, mit welch majestätischem Blick' ruht sein Auge auf uns! Er fühlt, daß wir ihn bewundern, doch denkt er sich, hol Euch der Kukuk, wäre vernünftiger von Euch, wenn Ihr mir ein Gläschen spenden würdet! Die poetischen Ergießungen wurden durch das Zeichen einer Rakete unterbrochen, welche Herr Fertöy in die stille Abendluft steigen ließ.

— Na, wenn mein Schloß diese Nacht überlebt, ohne abzubrennen, dann brauche ich es nicht mehr versichern zu lassen, rief der Fürst lachend, indem er auf einen Stuhl sprang, und von dort über den

Köpfen seiner Gäste, gleich einem Marktschreier gestikulirend, ausrief:

— Meine Herren und Damen. Das Spektakel beginnt, an dessen Ende wir muthmaßlich sämmtlich in die Luft gesprengt werden. Dabei ist folgende Ordre de Bataille zu beobachten: Wenn Sie meine Herrn und Damen sehen, daß Herr Fertöy, seinen ganzen Pulvervorrath anzuzünden im Begriffe steht, dann haben Sie sich schnell auf die Erde zu legen. Die Damen mögen keine Furcht haben, ihre Krinolinen werden sie in den Lüften schwebend erhalten.

Man lachte über den Weinlesewitz des Fürsten. Nur aus dem Hintergrunde des Hofes, wo der Pyrotechniker manipulirte, legte eine heisere Stimme, welche man als die des Herrn Fertöy erkannte, Verwahrung gegen das Explodiren ein.

— Fürchten Sie sich nicht meine Herrn und Damen, Mephisto versteht es, mit dem Feuer umzugehen.

In diesem Augenblicke begannen zwei feurige Räder und vier römische Fackeln farbige Funken zu sprühen, in dieser dämonischen Beleuchtung, stand Fertöy mit keck auf die Seite geschlagenem Hut und grinsendem Gesichte, dessen eine Seite blau, die andere roth, durch das bengalische Feuer beleuchtet war. In der Hand hilt er sein Glas hoch empor, auf das Wohl aller schönen Frauen; der Wein blitzte im Glase als wäre er flüssiges Feuer. Eine mächtige

Fanfarre der Trompete und Klarinete erscholl auf den Toaste, und mischte sich in das Zischen der Raketen.

— Also das hatten wir überlebt; rief der Fürst. Wie heißt diese Piege? fragte er dann den Arrangeur, als es im Hofe wieder finsterer geworden, und nur die Lampen auf der Terasse leuchteten.

— Das war „die Höllenfahrt des Zauberkönigs“ erscholl die heisere Stimme Fertöy's aus dem schwarzen Hintergrunde.

— Was folgt jetzt?

— „L'eruption de Popocatepetl“ antwortete Fertöy.

— Na — meine Herrn und Damen, wer jetzt mit gesunden Gliedern davon kömmt, kann sich eines besonderen Glückes rühmen! . . .

Trotz dem verharrten die Damen auf ihren Plätzen.

— Siehe, sagte der Fürst zu Béla, wie verwünscht launenhaft dieses Weib ist. Während des ganzen Spektakels sitzt sie mit dem Rücken gegen dasselbe gewendet, um nichts davon zu sehen.

Im Herzen Seraphines brannte ein anderes Feuer.

Abermals blitzte es auf und eine Rakete fuhr in die Lüfte.

— Nun Freundchen, stichelte der Fürst, war das der Popocatepetl? Besteht darin die ganze

Eruption der Vulkane? das kann man ja in jeder Schmiede.

— Nur Geduld, die Raketen dienen nur zur Ausfüllung des Zwischenaktes. Jetzt folgen die Lampenschwärmer und die Sternenstöße.

— Der Sternenstößer wird noch in dieser Nacht sein.

Man lachte sehr über diese Bemerkung. Um die Ursache dieses Lachens zu erklären, müssen wir erwähnen, daß der Fürst mit Fertöy die Wette eingegangen hat, daß Derjenige welcher im Trinken länger ausharrt, mit dem andern das Sternstoßen vornehmen kann. — Diese schöne Unterhaltung besteht aber darin, daß man dem vom Weine bewältigten, Papierstreifen zwischen die Fußzehen steckt und dieselben anzündet, daher das homerische Gelächter.

Fertöy antwortete damit, daß er ein halb Dutzend Raketen abbrannte.

Eine derselben versagte. Fertöy ging um nachzusehen und bemerkte daß der Brander ausgelöscht sei. Mit taumelnden Sinnen nahm er die Rakete von der Stange, und war eben im Begriff den Brander herauszuziehen, um ihn durch einen neuen zu ersetzen, in dem Momente fing aber die Rakete Feuer.

Er schleuderte sie erschrocken zu Bodeu, diese aber fuhr mit einem höllischen Zischen zwischen die Zuschauer.

Hierauf erscholl Lachen, Lärmen und Geschrei; die Damen sprangen auf Bänke und Sessel. Zertrettet sie! riefen die Weiterstehenden, und es gelang endlich, das rebellisch gewordene Feuer zu löschen, um die Explosion zu verhüten.

Als der Rummel sein Ende hatte, erscholl ein Aufschrei aus einer Ecke. Alles blickte entsetzt dahin; die Kleider Seraphinens hatten Feuer gefangen.

Die erschrockene Frau sprang von ihrem Sitze auf, und rannte ins Freie in den Hofraum hinaus. Durch das Laufen vergrößerte sich die Gefahr, der Luftzug facht ja das Feuer an. Ein Moment noch und die Frau wird in hellen Flammen stehen.

Wenn es Niemanden gibt, der diesen Moment benützt um sie zu retten, muß sie des elendsten Todes sterben.

Doch war Jemand da.

In jenem Momente, wo der Schreck die gesunden Sinne der Gesellschaft lähmte, daß diese in stummer Betäubung der flüchtenden Frau nachsah, erscholl die Stimme Béla's.

— Seraphine halten sie ein. Und die Frau hielt wie von dem Worte bezaubert an.

In demselben Momente stand Béla an ihrer Seite, umwickelte sie schnellstens mit seinem Plaid, und erstickte so das Feuer. Um dies bewerkstelligen zu können, mußte Béla die Knie nnd den ganzen zitternden Körper Seraphinens mit seinen Armen

umfassen und dieselben an sich drücken. Er that es, um ihr Leben zu retten, um eine jede ihrer Bewegungen zu vereiteln.

Als Seraphine sich außer Gefahr befand, fiel sie ohnmächtig auf die Schulter ihres Retters.

War dies ein Wunder, nach solchem tödtlichen Schreck? oder that sie es aus andern Ursachen?

— — — — — — — — — —

Als der Schrecken und die Gefahr vorüber waren, trugen die Damen Seraphine auf ihr Zimmer, legten sie ins Bett, und versicherten später die Herrn, daß sie gar keine ernste Beschädigungen erlitten. Einige Brandflecke und der Schrecken sei das Ganze.

Wolozoff rieb sich vergnügt die Hände und murmelte.

Es geht prächtig! Der Gatte schießt seine Frau mittelst einer Rakete an .... da erscheint das Ideal, um das gefährdete Leben zu retten. Besser konnte man es nicht mehr geben.

Table moving.

Später gab es eine Zeit, wo die ganze Welt sich langweilte. Man konnte es fast hören das sympathetische Gähnen der Völkermillionen, womit ein sich langweilendes Land, dem andern lebensüberdrüssigen Lande antwortete.

Die Gegenstände des täglichen Gespräches waren gänzlich erschöpft, das liebenswürdige Amerika erfand für ihn eins: den tanzenden Tisch.

Nachdem man auf der Erde nichts mehr zu lernen hatte, griff man in überirdische Regionen hinüber, und arrangirte ein Spielchen mit den Geistern.

Dieses Spiel wuchs sich zur politischen Mode heraus. Ganz natürlich sind die Geister sammt und sonders liberal gesinnt. Sie sind abgesagte Feinde des Konservatismus — sonst würden sie ihre irdischen Hüllen nicht verlassen haben — und entschiedene Freunde des rapidesten Fortschrittes; denn wenn man einen der Klopfgeister des tanzenden Tisches frug, woher er jetzt käme, konnte man die wun-

derliche Antwort erhalten: aus Kalkuta, Tiflis, oder Connecticut.

Außerdem sind die Geister auch Demokraten, und in dieser Eigenschaft mit materiellen Dingen nicht bestechbar; dagegen zeigen sie um so mehr Neigung zu Verschwörungen, worin sie eine wahrhafte Virtuosität entwickeln.

Kurz nach dem Bekanntwerden dieser Erfindung, wurden Tische, die bisher durch Jahrzehnte ruhig an ihrem Orte gestanden, durch magnetische Verkettung der daraufgelegten Hände zu den possirlichsten Tänzen gezwungen; später fand sich die praktische Welt veranlaßt, die Erfindung zu ihrem Nutzen auszubeuten, und man konnte in jeder Familie, vom Handwerker angefangen, bis zum Fürsten, vom Künstler bis zum Gelehrten, derlei kleine dreifüssige Tische sehen, welche durch Berührung des mit ihnen in Verbindung stehenden „Medium's" auf die buntesten Fragen mit der wunderbarsten Präzision antworteten; diese Antworten in Zweifel zu ziehen, wäre der größte Mangel an Ehrfurcht vor den Geistern gewesen. Wenn ein solches „table moving" z. B. darüber befragt, wie der Großvater des Fragestellers geheißen? den Namen „Mathias" nannte, jener Großvater aber durch Zufall sich gerade Kristof genannt hatte; so fiel es dem Betreffenden gar nicht ein, die Wahrheitsliebe des Klopf-

geistes zu bezweifeln; er mußte Recht haben, aber der Großvater mußte ein Anderer gewesen sein.

Wir sahen ernste, in schweren Zeiten ergraute Männer, wie sie ihre zitternden Fingern auf dem „table moving" drückend, mit feierlicher Stimme ihre Fragen stellten: wann tritt diese oder jene Veränderung ein? wann werden wir diesen oder jenen berühmten Mann wiedersehen? was wird jetzt in den politischen Kabineten gebraut? Wer ist der Held dieser oder jener geheimen That? . . . Solche, und ähnliche Fragen konnnte man hören, worauf die Antwort immer günstig ausfiel, weil sie ein jeder seinem Herzenswunsche gemäß auslegte.

Wenn schon die ernsten Mäuner sich diesem Spiele hingaben, wer würde es jenen ehrwürdigen, in Trauer gekleideten Matronen verargen haben, wenn sie sich an dem Geiste des „Table moving" wendeten, um von ihren Verschollenen, oder vielbeweinten Todten einen Namenszug zu erhaschen, und wenn dieß geschah, wie gaben Sie sich dann dem Glauben hin, daß es die unsichtbare Hand ihres Theuren gewesenen, welche den Namen niederschrieb.

Heute, wo sich die Verhältniße geändert, lachen die Leute über das eitle Spiel vergangener Jahren; doch wir, die wir in jenen Zeiten gelebt, erinnern uns der tiefen Geheimniße jener düsteren Völkerstimmung, welche diese Periode mit einem traurigen Flor umzog; wo der hoffnungslose Glaube einen

Strohhalm zum Gott gemacht; wo, nachdem der Himmel keinen Bescheid ertheilt, man ein Stückchen lebloses Holz um Rath befragte.

Es gab sehr berühmte Geisterbeschwörer des „Table moving," die man aus weiter Ferne aufsuchte, zu denen ganze Pilgerfahrten unternommen wurden; und deren Antworten manchmal einen förmlichen politischen oder religiösen Fanatismus erzeugten, welche beide dann in ein partisches Gewirre zusammen floßen.

Zu diesen berühmten Geisterbeschwörern zählte auch die kleine Blum.

Unsere Leser werden sich noch dieser kleinen Person, aus jenen Zeiten erinnern, wo sie in Komorn Verpflegsbeamtens Gattin gewesen; heute figurirt sie als Finanzräthin.

Ihr Gatte, der gute Blum ist eben avanzirt. Er ist ein äußerst guter Mann, und wird nie Stoff zu irgend einem Roman liefern, deshalb lassen wir ihn ruhen in seinem Bureau, wo er seine Tage bis in den späten Abend zubringt. . . . . Um so mehr rührte sich die liebe Frau Blum in der Welt. Sie zählt die ganze Stadt zu ihren Bekannten; weshalb es uns Wunder nehmen kann, daß sie Judith nicht aufgesucht.

An einem schönen Tage jedoch, begegnen sich die alten Bekannten auf der Gasse. Die Blum erkannte Judith allsogleich und spricht sie an. Die

Kleine hat weder Rang noch Titel so stolz gemacht, um ihre Freundinen nicht zu kennen... hie und da; wenn es auch Komediantinen sind.

— Ah, guten Tag Judith; hundert Jahre sind es, daß wir einander nicht gesehen. Nun wie geht es Ihnen? Was macht der Kleine? Bekommt er schon Zähne? Geben Sie gut Acht auf das Kindlein, denn der Scharlach grassirt sehr in der Stadt — Ist die alte Frau noch bei Ihnen? Ich habe sie so lieb, weil sie so aufrichtig ist. Hundert Millionenmal habe ich mir vorgenommen, Sie zu besuchen, aber Morgen soll es der Tag sein, wo ich komme, wenn Sie es erlauben.

— Werde mich freuen; — erwiederte Judith trocken.

— Wohin sind sie im Begriff zu gehen?... Ich will Sie dahin begleiten. Nicht wahr, Sie gehen ins Theater.

— O nein, ich gehe auf den Markt, um dort etwas für die Küche zu kaufen!

— Sie!.. Auf den Markt?... Sie treiben etwa Hauswirthschaft?!... Wenn man gewohnt ist, Sie auf den Brettern als Fürstin, als Königin zu sehen, ist es schwer zu glauben, daß Sie zu Hause auch etwas anderes thun, als Jamben deklamiren.. So oft ich meinen kleinen Tisch über Sie befrage, erhalte ich stets die Antwort: Sie seien mit ihren Studien beschäftigt.

— Ihren kleinen Tisch?... frug Judith ihre großen schwarzen Augen auf das kleine Figürchen haltend.

— Nun ja!... den „table moving.“ —Haben Sie noch keinen? Haben Sie noch nichts über den Klopfgeistertisch gehört, oder in den Blättern gelesen? Ach! Sie sollten einen haben; er würde Ihnen gewiß antworten, da Sie sehr viel Magnetismus besitzen.

Judith wollte die fröliche Laune des kleinen Weibchens nicht verderben und gab demnach keine Antwort.

— Ah, Sie scheinen mir zu den Unglaubigen zu gehören; die behaupten daß das Tischrücken und Schreiben nur eine Schwindelei, nur eine Komödie sei. Das verzeihe ich Ihnen nicht; ich muß Sie bekehren, so wie ich es mit vielen Andern gethan, die sich Philosophen nannten, die lachend und spötelnd kamen, und dann überzeugt davon gingen. Morgen, oder noch besser heute Nachmittag will ich Sie besuchen, und mein Tischchen mitnehmen, wenn ich nicht ungelegen bin. Uebrigens sind wir ja alte Bekannte und brauchen bei unseren Visitten nicht so stark auf die Etiquettestunden zu schauen.

Judith sprach etwas vom Gernesehen.

Die Blum sprach dann noch sehr lange über die Freude, welche ihr das Wiedersehen einer so theueren Freundin verursachte, und ließ endlich Judith ruhig auf den Markt gehen.

..... Am Nachmittag traf die kleine Blum pünktlich bei Judith ein. Ein Amtsdiener trug ihr

das kleine Tischchen bis zur Thüre nach, dort übernahm es die Blum selbst, stellte es vorsichtig beiseite, und umarmte dann, hingerissen von den Freuden des Wiedersehens, die alte und Junge Lávay herzlich.

Judith empfing ihren Gast mit jener Freundlichkeit, welche der ungarischen Gastfreundschaft angeboren ist, die alte Frau jedoch mochte die gewisse Melonen-Soirée noch nicht vergessen haben, deu sie hegte einen gewißen Argwohn gegen den unerwarteten Besuch der Frau Blum.

Der Ungar pflegt seinen Nachmittagsgast stets bei gedeckten Tisch zu erwarten.

So geschah es auch hier. Die kleine Blum machte wenig Umstände, setzte sich an den Kaffeetisch und begann allsogleich von ihren „geistreichen" Geschichten zu erzählen.

Während des Gespräches behauptete die kleine Frau, daß, wenn sie ihre Hände so auf den Tisch auflegt, sich die Daumen berühren der Tisch allsogleich zu tanzen beginne und wäre er noch so schwar und würden ihm auch die stärksten Männer niederzuhalten suchen.

Die alte Frau bat jedoch ihren Gast, die Production so lange wenigstens zu unterlassen, bis das Kaffeegeschirr nicht geräumt ist.

Die Blum that, als würde sie sich darüber beleidigt finden, daß man von ihren Geistern in so alltäglichen Tone spricht. Es sei dies kein Gegenstand

des Scherzes; denn in jedem Tische wohnt der Geist eines großen Dahingeschiedenen. Dieser Geist wohne im Schubfache des Tisches,und wenn er keines hat, dort wo er ein Eckchen findet. Ein Tisch sei daher kein gewöhnliches Meubel, wie die andern.

Die alte Dame war jedoch an diesem Tage sehr ungläubiger Natur. Sie schenkte vorerst der Blum keinen Glauben, dann hielt sie vom Tische nichts, schließlich kamen ihr die Klopfgeister ganz lächerlich vor; sie hatte von allen diesen Sachen eine sehr skeptische Meinung.

— Liebe Judith — sagte dann die Blum, mit der jungen Frau anbindend. — Sie werden staunen, wenn Sie das sehen. Ich bitte Sie nur einen Bogen reinen Papieres, dann um vier Stecknadeln, damit ich die vier Ecken des Bogens befestigen kann; denn er darf sich nicht rühren.

Die alte Lávay bemerkte hiezu, die kleine Frau möge Acht geben, daß Sie nicht etwa irgend einen Fuß des Geistes mit der Nadel verletze.

— Nun, worüber wollen wir den Geist befragen? Sind Sie etwa neugierig den Namen eines Geistes zu erfahren? Sie sollen seine eigene Handschrift sehen, bite Acht zu geben.

Damit stellte die Blum den kleinen dreifüßigen Tisch auf das Papier, und berührte die Fläche desselben mit ihren zehn Fingern; das Tischchen begann sich unter ihren Fingern zu bewegen;

während die heitern stets geschwätzigen Züge der Blum einen melancholischen, dann einen exaltirten Ausdruck nahmen; die Augen blickten starr in das gegenstandlose Nichts, die Lippen schienen halb geöffnet, Worten zu lauschen, welche dem Ohre nicht vernehmbar sind.

Unterdessen bewegte sich das Tischchen in einem fort, und machte zuletzt einen langen krummen Strich, der wohl das Manupropria am Ende des Namens bezeichnen sollte.

— Sehen Sie, meine Damen! rief die kleine Frau im Tone innigster Ueberzeugung — und auf den geschriebenen Namen deutend. — Stets derselbe Name „Talleyrand." Und das ist wahrhaftig seine eigene Handschrift, so wie ich sie im Archive der Wiener Hofburg gesehen, sie gleicht Haar für Haar, Strich für Strich, dann wäre ich selbst nicht um die Welt im Stande, so zu schreiben, ich habe ja wie Sie wissen eine abscheuliche Schrift, während dieses hier ein echtes kalligrafisches Kunstwerk ist. . . . . Sehen Sie: die Schriftzüge Talleyrand's. . . . . . Nun, meine guten Damen, befragen Sie ihn über etwas, über was immer? ausgenommen wie lange Sie noch zu leben haben, und welche Nummern in der Lotterie gewinnen, den über das geben die Geister keine Auskunft.

— Wie könnte ich mit diesem Herrn konversiren? entgegnete die alte Lávay, er ist ja ein

Franzose und ich . . . ich verstehe nur die ungarische Sprache.

— O, da muß ich bitten, die Geister sind jeder Sprache mächtig. . . . . Sie sind beinahe allwissend.

— Dann ist es sehr schade, sie im Leben mit dem Unterrichte zu plagen, da sie ohnehiu sehr bald ganz selbst zu allen Wissen gelangen.

— Die Theorie dieser Sache ist aber, meine Damen, das ein Jeder denjenigen Grad im Jenseits erlangt, in welchem Grad er seinen Geist im irdischen Dasein gebildet. . . . . Darüber hat man schon ganze Bücher geschrieben.

— Somit ist es der Lohn eines Gelehrten in der anderen Welt, daß er selbst nach seinem Tode noch bemüssigt ist, die lebende Gesellschaft bei ihren Theeabenden zu unterhalten.

— Sie sind demnach gänzlich ungläubig? Befragen Sie den Geist über etwas.

— Ueber was soll ich ihn befragen? . . . . Nun gut, er möge mir sagen wie viel Kreutzer ich im Sacke habe?

Die Blum, weit entfernt davon, beweisen zu wollen, daß der Geist Talleyrand's eine viel zu höhere Aufgabe hat, als die vaterländische Numismatik in Jemandens Sacke zu studieren, griff sogleich zur Arbeit, um die pünktliche und richtige Auflösung

dieses mathematischen Problems durch ihren obgenannten Geist reproduzieren zu können.

Das dreifüßige Tischen begann seine Bewegungen, die Blum betrachtete mit starren Augen den Plafond, die alte Lávaj zwickerte mit schalkhaften Lächeln ihrer Schwiegertochter zu, als wäre sie einer unschuldigen Schadenfreude an dem Fiasko der Blum gewiß.

Nachdem der Tisch seine Bewegungen beendet, und mit der Antwort fertig geworden, betrachteten die drei das Papier; die verschiedenen Kratzfüße hatten jedoch weder mit den Ziffern, noch mit den Buchstaben irgend einer Nation Aehnlichkeit.

— Ah, das sind chinesische Zahlen: betheuerte die Blum mit ihrem vollen Pathos; — bitte nicht darüber zu lachen. Morgen will ich die Antwort zu Doktor Kruxfux tragen, er ist ein ausgezeichneter Orientalist, und pflegt mir derartige Hieroglyphen zu entziffern. Jedenfalls wird er die Summen der Kreuzer allsogleich heraus haben.

— Ich ersuche Sie den Hern Doktor Kruxfux durchaus nicht zu bemühen — rief die alte Frau mit heiterer Laune; habe doch in meinem Sack nicht einen einzigen Kreuzer! . . .

Um ihre Worte auch mit der That zu bekräftigen, kehrte sie beide Taschen ihres Rockes heraus, in welchen sich eine Brille und ein Fingerhut vorfand.

Unterdessen ist der Kaffee fertig geworden, welchen die junge Frau als gute Hauswirthin in einen durchsichtigen gläsernen Kolben vor den Augen ihres Gastes bereitet hatte.

Dieser Umstand unterbrach die Produktionen des Klopfgeistes.

Indessen war Judith bereits neugierig geworden. Die Neuheit des Spieles zog sie an; dann hatte Sie noch nicht von jener Melone gekostet, womit diese Blum einst ihre Schwiegermutter bewirthet hatte; kaum vermochte sie es zu erwarten, daß die Wunder des „Table moving" auf die Tagesordnung kämen, trotzdem, daß die Alte diese Wunder mit ihren puritanischen Sarkasmen auf ihren mechanischen Werth zu reduziren bemüht war.

— Kommen Sie, Freundin, sagte die kleine Blum zu Judith, mit Ihnen ist noch zu sprechen, Sie gehören nicht zu den Ungläubigen. . . . Befragen wir nun den Geist: was Béla macht?

Es wird schwerlich eine junge Frau auf der Welt geben, welcher die Beantwortung einer solchen Frage gleichgiltig wäre.

Auch Judith willigte in die Frage; wenn es ein bloser Scherz ist? . . . . nun dann um so besser.

— Da müssen aber auch Sie theilnehmen; — betheuerte die Blum.

— Wie theilnehmen?

— Nun ja. Auch Sie müssen mit den Fingerspitzen den Tisch berühren, wenn Sie eine Antwort haben wollen. Ziehen Sie ihre Ringe von den Fingern, denn es darf kein Metall an denselben sein.

Judith gehorchte lächelnd, und zog die Ringe von den Fingern, einen jedoch, ihren Trauring, hatte sie an jene Schnur gehangen, an welcher sie ein Medaillon trug mit den Porträts Béla's nnd ihrer Mutter.

Die alte Lávay brummte einen Satz aus der Bibel über Heidenthum und Hexerei.

— So jetzt legen Sie ihre Hand auf den Tisch, so daß Sie mit ihren beiden kleinen Fingern die meinigen berühren. — So. Nun stellen wir die Frage: wo Béla sich befindet?

Das Tischchen begann sich zu bewegen, und verschiedene Zeichen auf das Papier zu kritzeln; Judith staunte gedankenlos das seltsamme Werkzeug an; auf ihren Lippen schwebte ein mattes Lächeln; es schien ihr, als wäre die Bewegung des Tischchens ganz willkürlich, ohne Zuthun jeder menschlichen Kraft.

Als die Bewegung aufhörte, stand auf den Papier geschrieben:

„Wolozoff.“

— Wolozoff? . . . Las die Blum kopfschüttelnd. Was ist das? ein Dorf?

Die Kleine stellte sich, als würde Sie es nicht am besten gewußt haben, was dieser Name zu bedeuten habe.

Judith gerieth in jenes Stadium, wo der Mensch an dem zu zweifeln beginnt, was er glaubt.

— Béla ist wirklich bei Fürst Wolozoff; er ließ ihn in Rechtsangelegenheiten zu sich bescheiden; — sagte Judith wie für sich.

— Ah! Sie haben an diesen Namen nicht gedacht?

— Nein. Ich habe überhaupt auf Nichts gedacht; — erwiederte Judith beklommen, und es fiel ihr nicht ein, die Frage zu stellen, ob vielleicht die kleine Frau daran gedacht habe.

— Fragen wir nun, fuhr die ränkesüchtige Frau weiter fort, mit wem Béla in diesem Augenblicke unterhält?

— Gut. Befragen wir das.

Das Tischchen setze sich unter den Händen der Damen abermals in Bewegnng, und als es still stand, war auf den Papier zu lesen:

„Seraph ....

— Ah, lachte die kleine Blum. Das ist köstlich; Béla unterhält sich mit überirdischen Wesen. — Eine köstliche Antwort. Man wäre versucht, zu glauben, daß Béla um diese Zeit seine Nachmittags Siesta hält, und sich im Traume mit Seraphinens beschäftigt.

Judith fuhr ein Gedanke durch den Kopf; und das schwache Lächeln schwand von ihren Lippen. Jetzt erst wollte sie Alles recht erfahren, und sie selbst stellte die Frage:

— Worüber spricht Béla jetzt? das Tischchen schrieb als Antwort:

„Prozeß“

— Na das ist wirklich spassig, lachte die Blum, mit ihren Händen klatschend, — mit solch überirdischen Wesen über Prozeß zu sprechen. . . . . Nun das ist schon mehr als Scherz.

— Was für ein Prozeß ist es, frug Judith mit noch ernsterem Gesicht.

Das Tischchen schrieb:

„Scheidung“

— Die Antworten scheinen mir immer unverständlicher zu werden, rief die Blum kopfschüttelnd; doch will ich noch eine Frage riskiren; es ist hier offenbar ein Scheidungs-Prozeß gemeint; aber gegen wen?

„Fertö . . . .“

— Nein, das ist schon unausstehlich . . . ärgerte sich die Geisterbeschwörerin . . . . Seraph . . . Scheidungsprozeß . . . Fertö lauter unverständlicher Unsinn. Dieser Geist ist heute abscheulicher Laune. Die Geister sind auch sehr launenhaft, an manchen Tagen ist keine einzige vernünftige Antwort von ihuen zu bekommen, daran ist aber heute blos ihre

Schwiegermutter Schuld. Wenn ein Ungläubiger bei der Befragung zugegen, werden die Geister verdrüßlich und geben solche alberne Antworten. Da... wollen wir heute nichts mehr fragen.

Damit brach die kleine Finanzräthin die Unterhaltung mit dem „Table moving" ab; griff nach ihrem Hut und Schawl, schaute das schlafende Kindchen in der Wiege an, bewunderte dessen winzige Händchen, und empfahl sich.

Judith begleitete Sie bis zur Thüre. Als sie zurückkam, setzte sie sich an den Tisch, und betrachtete sinnend das beschriebene Papier.

Die Alte nahm ihre Arbeit zur Hand, und heckelte an einen kleinen Röckchen für das Kindlein in der Wiege....

— Finden Sie das Ganze nicht wunderbar, liebe Mutter, unterbrach Judith das lange Schweigen.

— O ja, sehr wunderbar, — entgegnete die alte Frau, emsig weiter arbeitend.

— Wer's nicht selbst sieht, würde es nicht glauben, setzte Judith traurig hinzu.

— Ich sehe es, weiß aber, an was ich zu glauben habe.

— Was?

— An die Klopfgeister dieser Narrethei gewiß nicht. Du weist es mein liebes Kind, daß ich aus jenen Zeiten stamme, wo man die Leute noch zu

Christenmenschen erzog, damit sie das Licht sehen mögen. In meinen Zeiten lernten zwar die Mädchen weniger Geographie, aber um so mehr Bibel. Dort steht es geschrieben, daß Derjenige, welcher außer Gott auch noch die wahrsagenden Geister befragt, seine Strafe hiefür schon in sich selbst herumträgt. Ich habe es nicht vergessen, daß König Saul, weil er durch die Hexe von Endor Geister beschwören ließ, sich selbst entleibt hatte; ich erinnere mich der Leiden und der Verherrlihung Paul's als er aus dem Mädchen von Philippi den Teufel der Wahrsagerin verjagte. Und wäre es der gelehrteste Mann, der mir Glauben für diese Hexerei einflößen wollte, ich würde ihm meine Wissenschaft entgegen halten und sprechen: Herr, meine Augen sind zwar schwach, aber meiu Hlaube ist stark, meine Augen vermögen zwar Sie zu täuschen, aber meine Seele nicht. Um so weniger wurde ich mich von einem solch' schnabelnden Papagei, wie diese winzige Finanzräthin einer ist, übertölpeln lassen; dazu bin ich doch ein wenig zu früh geboren.

— Was denken Sie also über die Geschichte, Mutter?

— Ich will es dir sagen, was ich denke. Diese Frau versteht ihr Spiel sehr gut. Was der Tisch schrieb, das hat sie selbst geschrieben .... das ganze Gekriksel bedeutet so viel, daß sich Seraphine von ihrem Gatten Fertöy scheiden lassen will, und

das an dem ganzen Béla die Schuld trage. Fertöy hat hierüber der Blum geschrieben, damit sie den Krieg in unsere friedliche Hütte einführe. . . . Diese Blum, diese Blum! als sie so plötzlich bei uns erschien, fühlte ich alsogleich den Geschmack jener famosen Melone.

Judith wollte etwas wie zur Entschuldigung einwenden. Zu wessen Entschuldigung? Sollte der Gegenstand Béla, die Blum, Seraphine, oder gar die Geister sein? sie kam jedoch nicht dazu. Die alte Frau setzte ihre zornige Polemik fort.

— Ich glaube an keine Geistererscheinungen. Ich glaube es nicht, daß irgend ein sterblicher Mensch sich die Geister der Dahingeschiedenen dienstbar machen könne, daß diese seine Fragen beantworten und auf seinen Ruf die himmlische Glückseligkeit oder jene höllische Verdamniß verlassen müßten, von welcher man uns in alten Zeiten so vieles erzählte; dagegen glaube ich, das hier auf Erden unter uns böse Geister herumwandeln in geputzten Kleidern uud bauschigen Krinolinen, diese sind es, welche das Menschenkind der irdischen Vedammniß entgegen führen.

— Mutter! Sie glauben doch nicht daß Béla? . . . .

— Nein das glaube ich nicht, daß Béla schuldig sein könne. Ich kann es nicht glauben. Ich weiß es ja, was ich in den Baum gepfropft! Das kann ja keine bösen Früchte tragen. Aber manchmal

schleicht sich ein unbekanntes Insekt heran, stößt den giftigen Stachel in ein Blatt des Baumes, so daß es ein Auswuchs wird, dessen Inneres mit Asche und Schimmel gefühlt ist. Béla ist ein guter Mann, und das ist ein großer Fehler. Auch sein Vater war es, er konnte Niemanden böse sein. Ich mußte mich an seinen Feinden rächen. Diese Frau, die Blum, und diese Seraphine kenne ich recht gut! In den Tagen der allgemeinen Gefahr, war ich durch lange trübselige Zeit gezwungen, mit ihnen in einer und derselben Hütte zu wohnen. Während dieser Zeit thaten sie kaum anders als sich in Lobpreisungen über Béla zu ergehen. Ich mußte beinahe annehmeu, daß sie ihn auch noch liebte, als er schon der Gatte einer andern Frau war. Später, als einer ihrer gewesenen Anbeter von Glanz und Ruhm umstrahlt in der Stadt eintraf, warf sie sich diesem in die Arme, und wurde seine Frau. Ha, wie sie gelacht haben wird über mich, diese Seraphine! Wie sie sich oft wiederholt haben mochte; da steht sie einmal diese Alte verrückte Frau, wie man nur ihren Sohn zu loben brauchte, damit sie arbeite und uns bediene wie eine Magd. . . . Später starb der heldenmüthige Gatte, und sie reichte abermals ihre Hand einem Menschen, wie er eben einer ist. Dieser richtete sie an ihrem Vermögen zu Grunde, diese Menschen haben mich mit ihren niederträchtigen Ränken umsponnen, um mich gegen die Gattin meines Sohnes aufzuhetzen.

Diese Leute wollen meinen Sohn verderben. Und nachdem Gott ihre Absicht vereitelt, und sie beschämt hatte, wollen sie Zwietracht säen, zwischen uns.

— Mutter glauben Sie das nicht, flehte Judith.

— Wenn ich auch nicht frage, so höre und sehe ich doch. Was hat es diese Frau nöthig gehabt, hieher zu kommen; hat sie bisher ihre Beachtung für uns nöthig gefunden?

Zum Teufel mit ihrem tanzenden Tisch, sie hatte mit demselben keinen anderen Zweck, als uns wissen zu machen, daß sich Seraphine von ihrem Gatten scheiden lassen will, und daß Béla den Prozeß führen wird. Ist Béla bemüssigt, das zu thun? Welche Nothwendigkeit treibt ihn dazu.

— Daß ist ja auch noch gar nicht gewiß, warf Judith ängstlich dazwischen.

— Es muß gewiß sein, weil es eben diese Frau gesagt. Seraphine möge sich scheiden lassen. Wozu braucht sie jedoch meinen Sohn in die Angelegenheit zu mengen.

Judith war der Meinung, daß sie etwas zu der Vertheidigung Béla's vorbringen müsse.

— Béla ist ja Advokat.

— Blos Advokat?! fuhr die alte Frau zornig in die Höhe . . . Béla ist außerdem auch Gatte,

Vater und Sohn! Er ist mir, Dir und seinem Kinde dort in der Wiege verpflichtet und Gott würde ihn strafen, wenn er auch nur gegen eines von uns seine Pflicht vergessen könnte.

Judith lief zur Wiege, und drückte den halb schlummernden Säugling in ihre Arme, als gebe es Gespenster, gegen welche sie dieses kleine Wesen vertheidigen müsse.

Die alte Lávaty war jedoch leidenschaftlich erregt und fuhr fort.

— Vor mir gilt es nicht als Entschuldignng, daß es hunderttausende gibt, die gleichmäßig handeln; unter den Hundert und Tausend ist er der Einzige, mit welchem Gott ein Wunder verübt, daß er durch die Hand einer Frau aus dem Grabe gezogen ward, aß die Hand ihm den Rest seiner Jahre zurückgab, und wenn es nun ein Wunder genannt werden kann, daß ein Gatte seiner Frau im Wachen und Träumen stets treu geblieben, so verlange ich von ihm, daß er dieses Wunder für diese eine Frau verübe.

Judith drückte das lächelnde Gesicht ihres Säuglings an ihre Wangen, als wollte sie es so gegen diese schweren Worte schützen.

— Was soll das heißen? Könnte er wegen eines bleichen Gesichtes das lächelnde Glück an seinem Heerde vergessen! Nein, vergessen soll er es

nicht, oder ich schwöre bei Gott, daß ich zu ihm hingehen werde um ihm in die Erinnerung zurück zu rufen, daß jene Frau, welche für ihn einst im Sarge gelegen, noch immer am Leben sei.

— Unternehmen Sie nichts, gute Mutter beschwichtigte Judith die alte Frau in traurigem Tone.

— Oh, fürchte nichts, ich werde keine Narrheit begehen. Ich war stets aufbrausend in meinem Leben, doch kann ich von mir behaupten, daß ich den Nagel stets auf den Kopf getroffen. Jemand wird noch die Zeche für die böse Stunde zahlen, und wird es nicht einmal wissen, wer ihm die Rechnung vorgelegt hat.

— Mutter, rief Judith entschlossen, bedenken Sie, daß Béla mein „Herr" ist.

Bei uns nennen die Frauen ihre Gatten stets „Herren."

— Ich habe das bedacht, Béla ist kein Kind mehr, sondern ein Herr. Als er noch ein kleiner Knabe gewesen und im Garten Judenkirschen gesammelt hatte, schlug ich im auf die Hände, damit er sich nicht vergifte. Heute kann ich es nicht mehr thun, daß ich ihm auf die Hände schlage, weil er ein „Herr" und ein „Mann" ist. Aber — das Gift — das will ich ihm noch heute aus der Hand schlagen!

Ein jeder Zug in dem Gesichte der alten Frau glüht vor Leidenschaft; die Augen der jungen Frau schwammen in Thränen, das kleine Kindlein aber lächelte Beiden zu, wie ein Engel der Verheißung.

Die beiden Alten.

Der alte Garten mit den invaliden Bäumen, den quieszirten Rosen-Büschchen, den pensionirten Kaktussen, den amputirten Trillaschen, hatte sich noch immer in seinem verkrüpelten Zustande erhalten. Umsonst rechnen die Nachbarn darauf, daß sie den Grund ankaufen, ihrem Eigenen anschließen und dann vom Neuen frisch bepflanzen.

Der alte Knochen, Major Kelbay humpelt noch immer auf der Erde, und zählt noch immer zu den Lebenden.

Und doch hat er kaum einen Bekannten in der Stadt.

Die ganze Bevölkerung hat sich umgestaltet. Nicht nur, daß aus den Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, daß Männer und Frauen zu Greise geworden, daß die Alten heim gingen, um „stille Leute“ zu werden, sondern es zog auch ein ganz anderes Volk an die Stelle des Alten.

Die Führer des einstigen Komitates, die „Tábla-Biró's," hocken in ihren Nestern auf den Dörfern, und nur eine sehr dringende Angelegenheit vermag sie zuweilen nach der Stadt zu treiben, dann sind diese altbekannten Gesichter kaum wieder zu erkennen. Das sonst glatte Kinn strotzt von einem grauen stachligen Vollbart. Es scheint, als wollten sie selbst in ihren Aeußeren mit der Vergangenheit brechen.

Einst hatten die sogenannten guten Leute, ein sogenanntes gutes Haus, daß sie mit ihrer fröhlichen Familie bewohnten. Wenn mann durch eine Gasse ging, blickte einem beinahe aus jedem Fenster ein freundliches Gesicht entgegen, und erwiederte mit herzlichen Wohlwollen den Gruß; diese Häuser sind jetzt von ihren Bewohnern verlassen. Ein anderes Volk haust in ihnen, welches die Fenster, wo einst zwischen den blühenden Blumen ein lockiger Blondkopf heraus lächelte, zu Thüren umgestallten ließ, um davor ein Tischchen aufzustellen und zur Illustrirung der herrschenden Glückseligkeit — Brandwein zu schenken. . . .

Wenn der alte Mann, unser bekannte Major Kolbay, seinen gewöhnlichen Spazirgang durch die ihm nicht so bekannte Gasse macht, pflegt er für sich selbst murrend aufzuzählen: na, da hat man wieder eine Laden-Thüre geöffnet; da hat wieder einer Bän-

der nnd Sacktücher feil; ja aus den alten Herrnhäusern werden nun Verkaufsbuden.

Nun ist das der natürliche Gang der Welt, welche vorwärts schreitet; dem „alten Knochen" fällt es jedoch schwer, sich daran zu gewöhnen.

Die neue Generation beeilt sich zu arbeiten, und verdienen zu können; sie demüthigt sich, schachert und handelt, und kümmert sich wenig um veraltete Privilegien.

Das versteht der alte Knochen nicht. Seine Jugendreminiscenzen führen ihm zurück in die glänzenden Tage der Schlachten, der reichen Galla-Uniform, des Privilegienthums, und es ist ihm unmöglich, sich in diese so gänzlich veränderte Welt hinein zu leben.

Nur das Haus der alten Lávay erlitt noch keine Veränderung, da gibt es noch keinen „Greislerladen." Schade das sie in Pest wohnt, meinte der Alte, seitdem sie ihren Sohn wieder gefunden. Wie konnte sie sich überhaupt an Pest gewöhnen!

Dem alten Kolbay fiel es sehr schwer, daß er seine alte Freundin nicht mehr im Fenster sehen und ihr, wenn er znr Mittagszeit vorüberging, seinen griesgrämigen „guten Tag" wünschen konnte.

An einem Tage jedoch, als er in tiefen Gedanken versunken, auf seinem gewöhnlichen Heimwege begriffen war, vernahm er plötzlich eine bekannte Stimme aus dem wohlbekannten Fenster.

— Guten Tag, Herr Major! . . . Kolbay blickte betroffen auf, und seine starren Gesichtszüge erheiterten sich merklich, als er seiner alten Freundin, die er so oft an diesem Fenster getröstet, ansichtig wurde; „jetzt wird sie des Trostes kaum mehr bedürfen," dachte der Veteran.

— Sie würden einen gar nicht bemerken, wenn man Sie nicht anspräche.

— Ach, bei meiner Seele, ich habe alle Tage durch Ihre Fensterscheiben geguckt, aber nie etwas anderes gesehen als diese Blumen da. Jetzt will ich Ihnen aber allsogleich meine Aufwartung machen.

Die alte Dame eilte ihrem Gaste entgegen; im Hofe hatte sie Mühe, den alten Haushund zu beschwichtigen, welcher sich noch immer sein Brod verdienen wollte, trotzdem er kaum mehr zu bellen vermochte.

Der Veteran drückte unter siegreichen Lächeln die Hand seiner Freundin; aus seinen Zügen konnte man den stolzen Gedanken lesen: „hab' ich's nicht gesagt daß Ihre Schwiegertochter eine vortreffliche Frau sei;" er wollte sich jedoch seines Sieges nicht rühmen.

— Ich glaubte wahrlich schon, daß Sie für immer iu Pest verbleiben, müssen sich sehr an die große Stadt gewohnt haben.

Die alte Frau hieß ihren Gast auf dem Divan Platz nehmen, sie selbst setzte sich an ihren Spinnerocken, ohne die Frage zu beantworten.

Kolbay glaubte auch ferner scherzen zu könnnen.

— Natürlich gibt dort eine Unterhaltung die andere; die vielen Abendunterhaltungen, Soiréen oder wie man sie nennt, die vielen Konzerte, dann täglich Theater, wenn die Tochter eine Loge hat. Sie müssen viel Freude an Ihren Kindern erlebt haben. . . . Ich begreife es gar nicht, wie Sie in diese fremdgewordene Heimat zurückkehren konnten.

Ueber das Gesicht der alten Lávay rannen zwei Thränen herab; sie suchte jedoch dieselben zu verbergen, indem sie sich niederbeugte, um an ihren Spinnrade etwas zu richten.

— Herr Major — begann sie dann im ernsten Tone — hätten Sie mir nicht heute die Ehre geschenkt, so würde ich Sie morgen besucht haben.

— Ich würde mir's als große Ehre angerechnet haben; trotzdem daß Sie mir diese Höflichkeit schuldig waren; war doch ich es, der Sie bei Gelegenheit Ihres letzten Besuches beinahe aus dem Hause jagte, und Sie habeu mir für diese Höflichkeit noch gar nicht gedankt. Ich will es Ihnen jedoch verzeihen. . . . Was habe ich Ihnen damals gesagt? Habe ich vielleicht nicht Recht gehabt? . . . . Haben

Sie Ihre Kinder nicht als die glücklichsten auf Erde wiedergefunden?

Die alte Dame schüttelte traurig mit dem Kopfe nnd erwiederte mit bitterer Entschlossenheit:

— Meine Kinder sind nichts weniger als glücklich!

— Wie so? rief der Veteran plötzlich herabgestimmt:

Nicht glücklich? .... Meine Freundin, Sie hatten sich schon einmal getäuscht; bedenken Sie jetzt das zweitemal was Sie da aussprechen. Einmal haben Sie diese Frau schon verkannt; damals sagte ich Ihnen: diese Frau ist eine treue, ehrliche Gattin; das behaupte ich auch noch heute; Judith ist eine brave, ehrliche Frau!

— Da haben Sie recht, Judith ist eine brave Frau und eine ehrliche Gattin.

— Dann verstehe ich die Sache nicht,

— Die Schuld liegt nicht an ihr.

— Nun allso, wer trägt den die Schuld? rief der Major entrüstet, — der a n d e r e?

— Ja der Andere!

— Béla?

— Béla, mein Sohn.

— Das ist furchtbar, so etwas von Ihnen hören zu müssen. Das grenzt an das Unglaubliche... denn erlauben Sie mir Freundin: selbst wenn Judith nicht so schön, so vernünftig und so gut wäre, als sie

es ist, sondern eine Harpie, mit einem Medusenhaupte, und dumm! wie ein Klotz, müßte sie ein erlicher Mann, wie es Béla ist, nach all dem, was sie für ihn gethan, was sie in ihrer grenzenlosen Liebe unternommen, noch immer auf den Händen herumtragen.

— So ist es. Judith ist schön, gescheidt und gut; — dennoch hatte Béla alles dies vergessen.

— Unglaublich. Sie erzählen mir da ein Märchen. Gibt es denn eine Frau, die den Muth hätte als Nebenbuhlerin einer Gattin aufzutreten, die für ihren Mann durch die Hölle gedrungen, die den Muth hatte den Mann Judith's zu verführen?

— Es gibt eine!

— Das muß ein herzloses, ein böses, ein ränkesüchtiges Geschöpf sein.

— So ist's, Sie ist eine herzlose, eine ränkesüchtige Frau diese Fertöy! . . .

Kolbay taumelte zurück, er mußte sich an die Lehne des Divans stützen.

— Seraphine? . . . Meine . . . meine Nichte?

— Ja. Ihre Nichte; — woher das kam? . . . wie es kam? . . . . wer könnte ergründen? . . . Genug daran, einst traf Béla mit der Fertöy beim Fürsten Wolozoff zusammen.

— Beim Fürsten Wolozoff?

— Ja. Ich weiß es nicht, wer das ist? Will es auch nicht wissen. Aber so viel weiß ich, daß Béla

sich seitdem er von dort zurückgekehrt ist, ganz verändert hat. Er that geheimnißvoll vor mir und seiner Frau; that stets mürrisch und launisch, ging sehr oft auf Reisen, ohne zu sagen, wohin? Wir vermochten es nicht zu errathen. . . . So viel wußten wir, daß sich Seraphine von ihren Gatten scheiden lassen will, und daß Béla ihren Prozeß führt.

. . . Ah — ah! . . . machte der Alte, was Sie mir da für Neuigkeiten erzählen.

— Sie wissen das nicht? Nun so erfahren Sie es denn, daß Béla im Interesse Seraphinens die lange Reise bis nach Siebenbürgen macht. Dort soll die Scheidung leichter vor sich gehen . . . welchen Lohn er hiefür zu erwarten hat, ist sein Geheimniß. Dabei vernachläßigt er seine Frau merklich. Auch diese hat einen Erbschaftsprozeß, die Schlußverhandlung steht vor der Thüre und er hat in diesem Prozeße seit Monaten keinen Buchstaben gearbeitet. Wenn ich ihm darüber Erwähnung that, fertigte er auch mich mit den kurzen Worten ab, daß alles in Ordnung sei. . . . Und Judith ahnt Alles; würde sie nie Frau und Gattin sein, wenn sie nicht alles ahnen würde. Sie sieht, sie fühlt es täglich, daß Sie vernachläßigt wird, doch schweigt und duldet sie, ohne es Jemanden merken zu lassen. Sie ist zu stolz, zu erhaben in ihrer Liebe um ihren Schmerz der profanen Welt zu verrathen. Nie habe ich sie weinen, nie klagen gehört, nur ihrer Stirne sieht

man es an, daß sie viel nachdenkt.... Mein Frennd von dieser Frau habe ich viel gelernt. Sie ist eine Märtyrerin, ein Engel. Mit keinem Blicke hatte sie noch ihrem Gatten Vorwürfe gemacht, im Gegentheil Sie vertheidigt ihn gegen meine Anschuldigungen.

— Das sind ja infame Geschichten, die Sie mir da erzählen, rief der Veteran im vollem Zorne ausbrechend. Weßhalb mußte Seraphine die Ruhe einer ehrlichen Familie stören, wo sie doch von Wien bis Pest genug jener galanten Kavaliere findet, die es werth sind, um von ihr genarrt zu werden. Muß Sie sich denn einen verheiratheten Mann in ihr Netz ziehen? . . . Ich danke Ihnen meine Freundin, daß Sie mir dies mitgetheilt, und ich werde es, sowohl Ihnen, als auch andern beweisen, daß der alte Kolbay noch nicht so alt ist, als er scheint.

— Was beabsichtigen Sie zu thun?

— Was? Gleich morgen reise ich nach Pest, suche dort Seraphine auf, und werde sie zur Rechenschaft ziehen. Es soll ihr dies bitter bekommen.

— Das habe ich von Ihnen erwartet, sprach die Lávay sich von ihrem Sitze erhebend und die Hand ihres alten Freundes drückend.

— Nicht wahr, Sie waren im voraus überzeugt, daß ich so handeln werde? Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben. Oh, sie soll mir strenge Rechenschaft geben.

— Dann werden wir zusammen reisen. Auch ich reise morgen nach Pest znrück.

— Nicht wahr? auch Sie werden Ihren Sohn zur Rechenschaft ziehen.

— Das werde ich thun, und zwar aus allen Kräften.

— Na, dann möchte ich sehen, wer uns beiden wiederstehen kann, wenn wir uns vereinigen! das soll einmal ein Angriff werden! und erst die Rechenschaftslegung! ereiferte der Alte.

— Ich danke Ihnen wein Herr. Ich bin nur deßhalb heraufgereist, um mit Ihnen in dieser Angelegenheit zu sprechen und Sie zum Beistand aufzufordern.

Der alte Kolbay war ganz entzückt darüber, daß Frau Lávay, so viel Vertrauen in seine Aufrichtigkeit und Macht setzte; als er nach Hause ging, trat er mit seinen steifen Beinen viel stolzer auf als sonst, und murmelte ununterbrochen: Das soll eine große Rechenschaftslegung werden!

— — — — — — — — — —

Seraphine war sehr überrascht, als sie an einem Nachmittage von ihren Spazierfahrt heimkehrend, die Visitkarte des Majors Kolbay auf ihrem Tische fand.

Kolbay flog aus seinem Neste! Er, der sich seit zwanzig Jahren nicht über die Grenzen der Stadt begab. Und daß er gerade seine Nichte auf-

suchte, welche er noch vor der Hochzeit mit ihrem erstem Manne so zornig abgewiesen hat, deutete das nicht auf außergewöhnliche Umstände?

Der Alte muß aber etwas Großes vorhaben.

Seraphine war in den letzten Tagen von ihren neuen Fantasmagorien derart eingenommen, daß die Erinnerung an den Alten ihr Gemüth in völligen Aufruhr brachte.

Seit jenem Tage, wo ihr Béla den Rath gegeben, sich von ihrem Manne zu trennen, und seit jenem Abend, wo er sie vom Flammentode gerettet, hatte das Gemüth der launenhaften Frau eine völlige Umwandlung erlitten, den Tag hindurch suchte sie die Einsamkeit, um ihren Träumen, ihren Fantasien nachzuhängen. Und ihre Nächte?

Was sagten ihre nächtlichen Träume dazu?

Auch diese hatten sie bethört.

Seit jenem Tage verschwand das ewig lebende Gespenst aus ihren Träumen, als wollte es einem andern Trugbilde Platz machen, als wäre es mit den Tausche einverstanden.

Von nun an war der Gespiele ihrer Jugend, ein ewig wiederkehrendes Bild ihrer Träume. In hundert Gestalten, in hunderterlei Verhältnissen stets dasselbe Bild; in den verschiedenartigsten Szenen, der Aufmunterung, der Zufriedenheit, des Familienglücks, der Leidenschaft, der Eifersucht stets und immer dasselbe Bild.

Das Gespenst Roberts erschien nicht mehr. Auf den Wangen der bleichen Frau begann abermals die Rose des Lebens zu blühen.

Der Fürst welcher sie zuweilen besuchte, eiferte sie an, sich jetzt portraitieren und das Porträt vergangener Jahre vernichten zu lassen, weil es entschieden schlecht sei.

Seraphine hatte sich in eine unbestimmte, gestaltlose Zukunft so hineingelebt, daß das Auftauchen ihrer bekannten Vergangenheit, welches der Name ihres Onkels hervorrief, auf sie denselben Eindruck machte, wie auf einen der Genesung entgegenschreitenden Kranken, die neu hervorbrechenden Symptome des alten Uebels.

— Weßhalb mag Kolbay gekommen sein?

Er hatte dem Kammerdiener ver prochen, nach einer Stunde zurück zu kehren. That er dieß, so wird er es gewiß auch halten.

Diese Stunde reichte für Seraphine nicht hin, um sich darüber zu entscheiden, welche Rolle sie einem Manne gegenüber spielen sollte, der in die Schablone ihrer Umgebung gar nicht passen kann? Soll sie heiter, scherzhaft, spitzfindig sein, soll sie ihren Einfällen freien Spielraum gewähren, wie sie es zu Hau e in ihren Mädchenjahren gewesen? oder soll sie eine gewisse Gravität zur Schau tragen, wie es einer großen Dame geziemt? Soll sie sich herzlich, freundlich, süßlich benehmen, wie man es einem

Verwandten gegenüber thut, den man lange nicht gesehen? Oder soll sie sich blasirt stellen, wie einer, dem es ganz gleichgiltig ist, wer immer kommt oder geht.

Der Onkel erschien pünktlich. Seraphine vernahm, wie er im Vorzimmer schon sein bekanntes Räuspern von sich gab. Der Kammerdiener wies ihn zur gnädigen Frau, welche ihn bereits in ihrem Boudoir erwartet. Seraphine fiel es nicht auf daß Major Kolbay mit einer gewissen militärischen Steife herein trat: es war dies eben seine Manier. Seraphine empfing ihn trotzdem sehr freundlich: „Willkommen lieber Onkel! Tausend Jahre, daß wir uns nicht gesehen. Welcher gute Glückstern führt Sie zu uns."

— Zu Euch? Erwiederte der Alte, das letzte Wort betonend. Hast wohl sagen wollen zu Dir. Ich habe Dich im Hause Fertöy's gesucht und erhielt zum Bescheid, daß Ihr schon seit einigen Monaten getrennt lebt.

— Ja wir sind im Begriff uns scheiden zu lassen. Nehmen Sie jedoch Platz bei mir Onkel.

Seraphine war sehr überrascht, daß sie Kolbay beim ersten zusammentreffen mit Du ansprach, was er sonst nie gethan hatte.

— Danke, erwiederte der Major. Ich kam eben um die Ursache Eurer Scheidung zu erfahren.

— Kennen Sie Fertöy?

— Ob ich ihn kenne!

— Dann müssen Sie auch über die Ursache unserer Scheidung im Reinen sein.

— Uebrigens muß ich dir bemerken, daß ich Fertöy keineswegs besser kenne, als du ihn gekannt hast, bevor du ihn geheirathet. Verstehe ich es, weßhalb du dich von ihn trennen willst, dann verstehe ich nicht, weßhalb du ihn geheirathet hast? Und verstehe ich's, welche Ursachen du gehabt hast ihn zu heirathen: dann weiß ich nicht, weshalb du dich von ihm scheiden lassen willst.

Seraphine hatte das Unglück, — anstatt sich aus diesem Dilemma mit einem Bonmot herauszuziehen: die Frage an den Onkel zu stellen:

— Wie verstehen Sie das?

Darauf erhielt sie, was sie suchte.

— Liebe Seraphine nehmen Sie es nicht übel, (der Alte dutzte sie nicht mehr) Sie können es auch nicht übel nehmen, wenn ich Ihr Leben mit kritischem Blicke verfolgte. Ich that dieses seit Langem; habe ich doch nichts mehr auf der Welt zu thun, als jenen Roman zu studiren, welchen Sie aus Ihrem eigenen Leben machen.

— Bitte, fiel Seraphine ein; die Feuilleton Romane, pflegt man erst zu beurtheilen, wenn sie zu Ende sind.

Jene Fälle ausgenommen, wenn der Stoff des Romanes in jene Regionen hinabsinkt, wo der Leser unwillkürlich ausruft: „auf dieses Blatt pränumerire ich nicht mehr.“

— Wäre dies auch bei meinen Romane der Fall? rief Seraphine in beleidigtem Tone.

— Vielleicht, vielleicht auch nicht. Deßhalb komme ich auch nicht als Kritiker, sondern als guter Freund um den Verfasser auf Etwas aufmerksam zu machen, denn wenn der Roman einmal zu Ende ist, dann fällt er der unerbittlichen Kritik anheim; dann ist nichts mehr an ihm zu verbessern. Jetzt könnte die Entwickelung noch en famille geordnet, jetzt ist das Streichen, das Ausbessern noch erlaubt.

Seraphine war über die Gewähltheit der Ausdrücke ihres Onkels, der sonst eine gerade ungesuchte Sprache führte, höchst überrascht. Es muß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein.

— Liebe Seraphine, Sie wissen es recht gut, wie wenig ich Ihnen mit der Langweiligkeit meiner Bemerkungen, die ich mir bei Gelegenheit der merkwürdigen Wendung Ihres Schicksals stellte, ungelegen kam. . . . Ich sagte mir: diese Frau ist zu stolz, um von Jemanden einen Rath anzunehmen, möge sie ihren eigenen Pfad wandeln. . . . . Jener Weg, welchem der Stolz als Weiser dient, kann wohl auf's Eis, ins Wasser: — nie aber in den Koth führen.

Die Lippen Seraphinen's zuckten bei diesen Worten; sie war nicht mächtig ein Wort zu erwiedern.

— Ein jedes Mitglied unserer Familie besaß Stolz; das gefiel mir; — fuhr der Alte fort, indem er seinem Halse in der hohen Militärkravatte eine noch steiferes Halten gab. Die Leute hatten uns nicht besonders lieb, sie sagten, wir seien stolz. Ich verlangte nichts anderes von ihnen. Wir waren die „Haute volée" der Gegend. Man verspottete uns, jedoch gefiel mir dieser Spott. Ihr Vater war nicht nur ein Geburts- sondern auch ein Geldaristokrat; er hielt sich für etwas mehr im Komitate, als der Obergespan. Sein Stolz kostete ihm viel Geld: ich sah es wie er sein Geld mit vollen Händen streute, um diesem Stolz zu fröhnen. — Er hätte eine Million hinterlassen können, wenn er demüthig gewesen wäre; er war es jedoch nie; ich hielt es ihm nie vor, weil ich die stolzen Leute liebe. — Von mir will ich gar nicht sprechen.

Weiß es doch Jedermann, daß, wenn ich in der Stadt, die ich bewohne, den einzigen Menschen, den ich für Werth halte anzusprechen, und seine Worte anzuhören, nicht sehe und antreffe, ich für die Uebrigen ein Taubstummer bin.

— Sprechen Sie demnach von mir Onkel!... Drängte Seraphine, welche durch die lange Einleitung bereits nervös geworden.

— Sogleich will ich von Ihneu sprechen. — Auch Sie waren ein so stolzes Kind. Ich habe Ihnen deßhalb uie Vorwürfe gemacht. Als Sie Robert heiratheten, wies ich die Rolle des Beistandes zurück, weil ich wußte, daß diese Heirath mit einer Demüthigung enden wird. . . .

— Ich bitte Sie, lieber Onkel; sprechen Sie nicht von Robert. . . .

— Ich spreche ja nicht von ihm; nur von Ihnen. Auf das Geklatsch irgend eines irrenden Flüchtlings, legten Sie Wittwenkleider an. Ich bezweifle nicht, daß Sie dazu Grund hatten, es sind ja schon acht Jahre seit dem verflossen. Die Wittwentracht ist das Zeichen der Demuth: die in jener Zeit in Trauerkleidern gingen, waren auf diese ihre Tracht stolz; Sie aber hatten, bevor das Trauerjahr ablief, ihren Schleier zum zweiten Male mit dem Brautkleide gewechselt, uub wurden die Gattin Fertöy's. Da dachte ich mir: Fertöy wird Karriere machen, steht ihm hiezu doch der Weg offen; Seraphine ist stolz, hochmüthig und wünscht zu glänzen. Ich liebe die Menschen ja, die von der Glanzsucht befallen sind. Uebrigens wechseln auch Männer für hohe Stellungen und Titel, ihre Hüte, warum sollen Frauen nicht ihre Hauben wechseln?

— Ich versichere Sie Onkel, daß es nicht deßhalb geschah — warf Seraphine im Tone schüchterner Entschuldigung ein.

— Ich sage ja nur, daß ich „damals" geglaubt; daß es aber nicht so gewesen, brauchen Sie mir erst nicht zu beweisen.

— Sie kannten die schlechten Eigenschaften Fertöy's, und eben dieserhalben wählten ihn zum Gatten. Ich ersuche Sie nicht in Aufregung zu gerathen, bisher haben weder Sie noch ich Ursache dazu. Jetzt können wir noch fromm und freundlich mit einander reden, das ist noch alles reiner Scherz. Später werden wir eine Sprache führen, daß wir von unsern Sitzen aufspringen und einen Lärm anschlagen, daß die Nachbarn und die Leute auf der Gasse zusammen strömen .... daß Sie mich durch Ihren Diener hinaus werfen lassen, und ich selbst noch von der Stiege zu Ihnen hinauf schreien werde; bis dahin bleiben wir bei kaltem Blute.

Seraphine faltete zitternd die Hände, als wollte sie um Schonung flehen.

— Nun fahren wir fort. Sie haben sehr gut mit jenem Fond gewirthschaftet, den man die Nachsicht eines nichtswürdigen Gatten nennt. Sie konnten thun was Sie wollten. All' dies war kein Geheimniß vor der Welt; doch war es verdeckt durch den Namen des Gatten! Es mag eine Gattung des Stolzes geben, die den Schatten, welchen eine fürstliche Krone auf sie wirft, für blendendes Licht hält; ich theile diese Ansicht nicht, doch verdeckt der Name eines Gatten auch diesen Schatten.

— Onkel, Sie sind zu grausam.

— Lassen Sie mich hinauswerfen. Ich selbst bitte Sie darum in Ihrem Interesse, denn ich habe die Absicht noch grausamer zu werden.

— Ich werde schweigen.

— Und ich behaupte, bisher war diese Frau stets stolz, ihr Stolz hatte zwar eine schiefe Richtung, es war jedoch immer noch ein Stolz, eine Ambition der Weltfrau, welche sich neben dem Range ihres Gatten auch durch den Glanz der fürstlichen Krone ihres Anbeters geschmeichelt fühlt. Plötzlich sind sie jedoch aus Ihrer Rolle gefallen. Das Schicksal führte sie unversehens mit einem Manne zusammen, an den Sie mit den Banden erster jugendlicher Liebe geknüpft sind. Da hatten Sie vollends ihren Kopf verloren.

Seraphine zitterte, wie ein schwaches Kind, und erbleichte, als sie ihr Geheimniß entdeckt sah.

— Hören Sie mich an, Seraphine, fuhr der unerbittliche Alte fort: Sie und Ihr Jugendfreund hatten in einer Zeit Gelegenheit genug, wo man ungehindert die Worte: „Ich gehöre Dir und Du bist mein,“ aussprechen kann und darf. Warum Sie es damals nicht thaten, müssen Sie selbst am besten wissen, warum Sie es eben heute thun, werde ich Ihnen erzählen.

— Es thut mir sehr leid, daß ich es sagen muß, aber ich muß es, weil mein Leben nur mehr

eine Szene ist. Möglich, daß ich meine alten Knochen schon morgen zur ewigen Ruhe legen muß, und wenn ich heute nicht spräche, wäre ich, bei Gott, gezwungen mich morgen in eines jener albernen „Table moving's“ zu verkriechen, um als Klopfgeist Ihnen meine Meinung kundzugeben. . . . Ich mache Sie jedoch nochmals aufmerksam, daß, wenn Sie irgend ein Mittel gegen die Ohnmacht besitzen, Sie dieses zur Hand halten sollen, denn was ich Ihnen sage, ist eine verteufelt grausame Geschichte.

— Ich werde sie anhören umsomehr, als ich die Geschichte schon kenne.

— Liebe Seraphine, diese Geschichte ist Ihnen unbekannt. Sie sind vielleicht der Meinung, daß ich Ihnen sentimentale Vorstellungen machen werde über die aufgestörte Ruhe einer glücklichen Familie, wegen der vergossenen Thränen der jungen Lávay. . . Was scheere ich mich um das? Was kümmern mich die Lávay's. Ich habe es nur mit Ihnen zu thun. Nun hören Sie! die Scheidung von Ihrem Gatten hat Ihnen Béla Lávay angerathen.

— Woraus vermuthen Sie das? frug Seraphine betroffen.

— Wenn Sie mich weiter anhören, werden Sie es erfahren. Herr Béla hatte keine Lust, Sie zum Altar zu führen, denn man überlegt es sich zweimal, Ihren Launen ewige Geduld zu schwören. Es beliebte ihm nicht, Sie zur Frau zu nehmen und

um der vergänglichen Freude willen, die Ihr Lächeln bietet, Herz, Ruf und Geschick ihrem Leichtsinn anzuvertrauen. In dem Augenblick aber, da wir der Welt nichts mehr schuldig zu sein glauben, nähern wir uns einander wieder. Die Frau ist schön, und taugt sie auch nicht zur Gattin, so kann sie desto angenehmer sein als — Geliebte.

Auf diese Worte schrie Seraphine auf, als hättte sie eine Tarantel gestochen.

— Nichtwahr, diese entsetzliche Grobheit haben Sie nicht erwartet, sprach Kolbay von seinem Sitze aufstehend und nach dem Hut langend. Und doch, bin ich noch keineswegs zu Ende. Noch ein Wort.

Seraphine schritt hocherregt auf und ab im Zimmer. Wie ein schöner Leopard im Käfig unter dem machtvollen Blick des Bändigers; ihr Busen wogte stürmisch, ihre Lippen zitterten. Einen Augenblick stand sie an dem Fenster still, als ob sie darau sänne, die Flügel zu öffnen und sich jählings hinabzustürzen, um nicht das hören zu müssen, was der Alte noch auf der Zunge hatte.

Dieser aber fuhr erbarmungslos fort:

— Bisher waren Sie etwas: eine Frau, deren Gatte ihr alles durch die Finger sieht. Ein unbedeutender Titel, aber noch immer gut genug. Jetzt scheiden Sie von Ihrem Gatten und sie werden — was man „eine schöne Frau“ zu nennen pflegt.

Alle Welt wird Ihnen sagen, daß Sie eine schöne Frau sind, und alle Welt wird — das Recht haben, Ihnen das zu sagen. Und es wird dies keine Schmeichelei sein, und die Frau, welcher man es sagt, wird kein Recht mehr haben stolz zu sein.

Seraphine setzte sich dem Alten gegenüber, entschlossen, den Becher zu leeren, wenn er auch Gift enthalten sollte.

— Seit drei Tagen suche ich Ihren Gatten, um ihm ins Gesicht zu sagen, daß ich ihn unter allen Leuten, die ich achte, für den allerletzten halte, und daß er mit einem Fuße schon jenen Pfad betreten, auf welchem elende charakterlose Menschen wandeln; doch er versteckt sich, läßt sich abläugnen. Ich weiß es, daß er sich anfangs betroffen zeigte, als Sie von der Scheidung sprachen, doch hatte er seine Skrupel aufgegeben, als ihm der „reiche Mann" mit seinen Beweismitteln näher rücke; und jetzt ist auch er für die schnelle Lösung des Prozeßes. Wenn ich ihn nicht finden sollte, werde ich schon den „reichen Mann" und Ihren Advokaten finden. Das sind Männer, denen es werth ist Grobheiten zu sagen. . . . . Denn Sie müssen es wissen, theuere Kousine, daß ich der Bruder Ihrer Mutter, nichts anderes hinterlassen werde, als ein verwahrlostes Haus und eine kleine elende Wirthschaft; aber meinen Namen will ich Ihnen so rein und unbefleckt hinterlassen, wie ich ihn von meinem Vater

geerbt. — So, jetzt können Sie mich fortjagen. .... ich habe ausgesprochen.

Seraphine fuhr von ihrem Sitze empor und ergriff hastig die Hand des Alten, welcher im Begriff stand, sich zu entfernen.

— Bleiben Sie noch. . . . Gehen Sie nicht zu Jenen, die Sie erwähnten.

— Sie fürchten für Jemanden? vielleicht gar für mich den alten Knochen?!

— Warten Sie bis morgen Mittag; da sollen Sie etwas erfahren; und wenn Sie auch dann nicht zufrieden sind, so können Sie thun, was Sie für nothwendig erachten, gegen mich, oder gegen Jedem andern.

— Bis morgen Mittag? Wann ist bei Ihnen Mittag?

— Um zwölf Uhr.

— Gut. Ich werde Punkt zwölf Uhr bei Ihnen erscheinen, bis dahin will ich mich nirgends zeigen.

Damit entfernte sich der Alte; und Seraphine blieb allein. . . . . Allein? Ah, sie hatte eine ganze Hölle zur Gesellschaft.

Was ihr dieser Alte Mann gesagt, blendete sie wie der Feuerschein eines über den Köpfen brennenden Hauses.

Da war den glücklichen Träumen mit einem Male ein Ende gemacht und dahin waren die verlockenden Fantasiegebilde — dahin, zerronnen, im Schaum und Nebel aufgelöst, vor dem einen frostigen Gedanken: Er machte dich nicht zur Gattin, aber als Geliebte bist du ihm gut genug.

Der Tag der Abrechnung.

Der folgende Tag war auch sonst ein merkwürdiger Datum für die beiden Familien.

Am Vorabende dieses Tages hatte Béla zu seiner Familie gesagt, daß er die ganze Nacht wach bleiben werde, weil er dringende Geschäfte habe, die bis am Morgen beendigt sein müssen.

— Morgen ist die Schlußverhandlung in deinem Prozeße gegen Fertöy, sagte die alte Frau zu ihrer Schwiegertochter, der junge Herr hat die Sache vernachläßigt, jetzt muß er eilen.

Béla wachte in der That die Nacht hindurch und noch am Morgen konnte man hören, wie er im Zimmer auf und abschritt.

Er ließ sich auch das Frühstück in sein Zimmer bringen, denn noch hatte er nicht alles beendet.

Um neun Uhr ließ er einen Lohnwagen holen uud er trug einen ganzes Acktenbündl unter dem Arm, als er zu den Frauen hinüber kam, um sich, wie er es gewöhnlich that, von ihnen zu verabschie-

den und ihnen zu sagen, wohin er sich begebe und wann er zurückkehren werde.

— H·ute wird die Schlußverhandlung in deinem Prozeße sein, sagte er, indem er Judith in die Arme schloß; sonst gab er ihr keinerlei Erklärung. Dann erkundigte er sich nach dem Befinden des Kindes und ob es in der Nacht gehustet.

— Das würdest du wohl gehört haben, denn du warst wach, antwortete die Mutter.

— Ich wahr sehr vertieft in der Arbeit.

— Nicht wahr, du hast dich mit den Arbeiten in Judith's Prozeße verspätet.

— In Judith's Prozeße? O, daran habe ich nicht gearbeitet, da ist die Replik eine ganz einfache, die ich im Gerichtssaale niederschreiben werde.

Alles schwig hierauf. Der Diener meldete, daß der Lohnwagen angekommen; Béla nahm seinen Hut und ging.

Die alte Frau begleitete ihn gar nicht hinaus, wie sie zu thun pflegte.

Also auch in der Nacht, da daß Vermögen seiner Gattin, seines Kindes auf dem Spiele steht, beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten jener andern Frau. Die alte Lávay war in Verzweiflung. Judith aber lehrt ihr Kind das Wort „Vater" aussprechen. Béla fuhr directe nach der Wohnung Seraphinens.

Für ihn war das Haus auch zu so früher Stunde offen; der Kammerdiener wußte, daß er ihm zu jeder Zeit den Eintritt gestatten dürfe.

Die blasse Frau war heute besonders schön. In den Augen der magnetische Glanz einer Betäubung, die eine durchwachte Nacht erzeugt, ihr ungeordnetes Haar ruhte in einem Perlennetze. Auf den blassen Zügen aber ruhte das selbstbewußte Lächeln, welches das farblose Gesicht so strahlend macht. Ihre Morgentoillette war mit Geschmack gewählt; ein gesticktes weißes Oberkleid, mit blauem Gürtl. Sie sah darin wie ein Kind, wie ein junges Mädchen aus.

Béla fiel es unwillkürlich ein, daß er vor Jahren ein solches Kind gesehen, mit einem solchen unschuldigen Lächeln, mit einem solch' eng anschließenden weißen Kleide und in solch' vertraulicher Nähe.

. . . . Doch was geht dies den Advokaten an.

— Euer Gnaden werden entschuldigen, daß ich so früh komme, doch muß ich zu einer Verhandlung eilen, und wie ich Ihnen schon öfter erklärt, wird es mir sehr lieb sein, wenn in diesem Prozeße früher ein Urtheil gefällt, als in dem Andern.

— Ist das der Prozeß „Ihrer Gattin" frug Seraphine.

— Es ist der Prozeß Judith's.

— Gegen meinen „Gatten“?

— Ja, gegen Herrn Fertöy.

Seraphine betonte die letzten zwei Worte so stark, daß diese Betonung einem jedem Andern aufgefallen wäre, nur Béla bemerke es nicht. Er dachte gar nicht daran, wo Seraphinens Gedanken weilen können.

— Demnach wäre es Ihnen angenehm, wenn in diesem Prozeß ein schnelleres Urtheil gefällt würde?

— Ich habe meine Gründe, weßhalb mir dies angenehm, auch habe ich alle Akten mitgebracht, damit Sie einige derselben, mit ihrer nothwendigen Unterschrift fertigen.

— Also ist auch meine Unterschrift nothwendig?

— Natürlich.

— Wünschen Sie, daß ich sie ungelesen unterzeichne?

— O nein, Sie müssen es mit Aufmerksamkeit durchlesen, worunter Sie ihren Namen schreiben.

— Auch wenn Sie das Schriftstück verfaßt haben?

Seraphine blickte bei diesen Worten Béla mit so verführerischen Lächeln an, wie sie es nie zuvor gethan.

— Auch ich könnte irren. Deßhalb ersuche ich Sie zu lesen.

— Soll das gleich geschehen?

— Ich habe Eile.

— Sie scheinen sich der feinen Gesellschaft sehr entrückt zu haben. Ein Mann von größerer Höflichkeit würde sagen: Möge mein Warten eine Ewigkeit dauern. Doch will ich Sie nicht länger aufhalten. Sie haben heute Ihre Gattin gegen Fertöy zu vertheidigen; was keine kleine Aufgabe ist. Sie können sich daher nicht mit mir beschäftigen. Lassen Sie mir diese Schriftstücke zurück; ich werde mit denselben bis zu Ihrer Rückkunft fertig werden.

— Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie dieselben in meiner Gegenwart gelesen und unterzeichnet hätten. Bis halb ein Uhr glaube ich wieder bei Ihnen zu sein.

— Um halb eins? lachte Seraphine.

Béla fragte nicht, weshalb sie lache? Er suchte jene Schriftstücke hervor, die sie durchzulesen und zu unterzeichnen hatte; dieß legte er auf einen kleinen Tisch; die übrigen band er in ein Bünd'l zusammen und legte sie an einen anderen Ort.

— Sie werden also bis halb ein Uhr zurückkehren, und ich kann Sie allso erwarten, sprach Seraphine, dem sich verabschiedenden die Hände reichend, und tief in seine Augen blickend — Sie werden ganz gewiß zurückkehren?! Das ist schön von Ihnen, das ist herrlich von Ihnen.

Dabei streichelte sie mit ihren zarten Händen den Bart Béla's, wie es zarte Herzen ihrem Geliebten gegenüber zu thun pflegen; und nachdem er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, begann sie zu lachen, und ihrer Einsamkeit ließ sie die Worte hören:

„Es wäre ihm also nicht zuwider, mich zu lieben.

— — — — — — — — — —

Der Versammlungssaal des weiland Komitates war zu dieser Zeit in kleine Bureaus eingetheilt. Es war eben eine Epoche hereingebrochen, wo man nicht mehr derlei große Säle benöthigte, wo tausend Menschen zusammen die Reden Einzelner anhören mußten. Die Räumlichkeiten mußten benutzt werden, aus dem großen Saale schuf man kleine Bureaus, man zog Zwischenmauern; brachte Thüren an, und versah selbe mit Nummern. Der gefällige Leser möge mir es verzeihen, daß ich die Ursache dessen nicht angeben kann, warum Nummer 14 gerade jene Oertlichkeit war, wo im Prozeße Fertöy's contra Hargitay die Schlußverhandlung stattfand, daß ich die dort Anwesenden namentlich nicht anzugeben weiß und warum Herr Blum, der gewesene Verpflegs-Beamte dort als Präsident fungirt? Auf all' dies kann ich mich ebenso wenig erinnern, wie auf einen Traum, von dem man plötzlich aufgeschreckt worden ist.

Nun ich thue Buße wegen meiner Vergesslichkeit. Doch möge es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich in jener Zeit so viel Namen gehört und so viele Gesichter gesehen, daß ich mich deren nicht mehr erinnern kann.

So viel kann ich jedoch sicher behaupten, daß der Präses Herr Blum gewesen, und daß die übrigen Herrn auch sehr ehrenwerthe Männer gewesen sein durften, die in einem andern Lande auch heute noch in hohen Ehren stehen, wie sie es auch verdienen; doch unter unserem Meridian erinnert sich ihrer kaum noch Jemand mehr. Die Herrn Fertöy und Bársing beflißen sich pünktlich zu erscheinen; nicht so Béla Lávay, auf den man noch eine halbe Stunde warten mußte.

Herr Blum vermochte es nicht zu unterlassen um Herru Fertöy im Geheimen sub rosa zuzuflüstern, daß sein Prozeß ohne Zweifel gewonnen sei. „Scripta manent" (das Geschriebene bleibt). Das eingereichte Testament schließt jeden Zweifel aus; das Gericht kann nicht anders entscheiden, als das Fertöy in das Besitzthum Hargitay's als gesetzlicher Erbe allsogleich einzusetzen sei.

Trotz dieser Versicherung schien Herr Fertöy heute sehr niedergeschlagen.

Es gibt Gesichter, welche die Welt sehr lange als jung betrachtet hatte, und die an einem schönen Morgen ihre Bekannten damit überraschen, daß sie

alt geworden sind. Falten die bisher Niemand bemerkt hatte, beginnen ganze Furchen über das Gesicht zu ziehen, und die Zeit beginnt auf der Stirne den gebührenden Platz einzunehmen. Fertöy schien heute um zehn Jahre älter, als er es gestern gewesen ist.

Herr Bársing allein schien seiner guten Laune nichts vergeben zu wollen.

Er reichte jedem der Beisitzer die Hand, und verstieg sich in seiner Laune sogar so weit, daß er nach der Tabaks-Dose des Herrn Blum langte, und um die Vortreflichkeit des Inhaltes derselben mit großer Ostentation darzuthun, in furchtbares Niesen ausbrach.

Herr Blum war ein sehr guter Freund der beiden anwesenden Herrn.

Endlich erschien der gegnerische Advokat, Herr Blum winkte den Gerichtsbeisitzern ihre Plätze einzunehmen. Die Verhandlung begann. Ein junger Mann mit einem für seine Ohren gefährlichen Vatermörder bewaffnet, damals Auskultant genannt, las etwas aus den Schriften vor, und, als er geendigt, setzte Herr Blum seine Brille auf, sah sich den gegnerischen Advokaten an, und befragte ihn, ob er noch etwas vorzubringen habe, Béla verlangte kaltblüthig, man möge ihm das Original des Testamentes vorweisen.

Auf sein Verlangen übergab man Béla das Dokument.

Er that jetzt dasselbe, was er in Gegenwart Bársing's gethan: er hielt es nämlich aufmerksam gegen das Licht und schaute eine Weile durch das Papier.

Dann legte er es ruhig auf den Tisch des Gerichtssaales nieder, und sprach, seine Worte scharf betonend:

— Dieses Dokument ist gefälscht!

Fertöy fuhr zusammen, während Bársing wie von einer Tarantel gestochen von seinem Sitze sprang, und etwas von Unverschämtheit stotterte.

Blum nahm seine Brillen von den Augen, und winkte Bársing er möge schweigen.

— Womit beweisen Sie, daß dieses Dokument gefälscht sei?

— Die Beweisführung ist ganz einfach. Die geehrten Beisitzer des Gerichtshofes werden es wissen, daß man einst Dokumente nur auf geschöpftes, und nicht auf Maschinen-Papier schrieb.

— Das ist ja doch geschöpftes Papier — rief Bársing dazwischen, während die Sommersprossen in seinem Gesichte gleich Sternen zu funkeln begonnen.

— Bitte mich zu Ende zu hören. Diese Gepflogenheit hatte eine sehr rationelle Ursache. Auf das geschöpfte Papier ist in Wasserschrift der Name

der Fabrik angebracht und dabei ein Buchstabe welcher das Jahr bezeichnet, in welchem das Papier erzeugt worden ist. Im ersten Jahre der Errichtnng der Fabrik wendet man den Buchstaben A. in zweiten B. u. s. w. an. Wenn nun Jemand ein Dokument fälscht, und es antedatirt, wird das später erzeugte Papier zum Verräther an ihm. Ich machte in dieser Hinsicht eingehende Studien im Archive der königlichen Kurie, bei einem gleichen Prozeßfalle noch aus dem vorigem Jahrhundert. — Was im vorliegenden Falle bemerkenswerth ist, daß der Name der Fabrik auf den Wasserzeichen des Papiers gar nicht vorkommen könnte, denn diese Fabrik wurde erst im Jahre 1851 errichtet, während das Dokument von 1847 datirt. Der Buchstabe E. beweist aber klar, daß das Dokument im Jahre 1856 verfaßt wurde, also neun Jahre später nach dem Tode des angeblichen Testament-Verfassers.

Fertöy fiel bei diesen Worten ohmächtig vom Stuhle; man mußte ihn bei Seite tragen.

Bársing aber erhob sich otternd, und stotterte zähneklappernd, man möge auch ihm das Dokument zur Besichtigung übergeben, welches die Beisitzer einer nach den Andern gegen das Licht hielten und dabei, wie entrüstet den Kopf schüttelten. Einer derselben behauptete sogar, er wäre anwesend gewesen als man diese Fabrik in Böhmen mit großer Feier-

lichkeit eröffnete, dies sei aber drei Jahre später gewesen, als das Testament datirt sei.

Herr Blum zog seine Tabaksdose aus der Tasche, öffnete deren Deckel, jedoch nicht um Herrn Bársing nochmals eine Prise anzubieten, sondern um deren Inhalt, welcher durch die Berührung von den Fingern eines Fälschers profanirt wurde, verächtlich auf die Erde zu streuen.

Dann klingelte er; die zwei Gendarmen, welche den ohnmächtigen Fertöy hinausgetragen hatten, erschienen.

Herr Blum sprach kaltblütig zu den Dienern des Gerichtes:

— Diese zwei Herrn sind in zwei verschiedene Zellen in provisorische Untersuchungshaft zu bringen.

Bársing wunderte sich nicht darüber, daß ihn ein solches Fatum ereilte; sondern, daß Herrn Fertöy solch' menschliche Dinge passiren können.

Fertöy war ein gewaltiger Herr, ein Mann von großen Einfluß, und hoher Autorität und was mehr, ein alter Freund Blums. Trotzdem hatte Blum mit so kalter gleichgiltiger Miene dem Gefängnißwärter aufgetragen, diesen beiden Herrn jedes Schreibzeug, Messer, u. s. w. abzunehmen, als hätte er es mit gefährlichen Betyárn, oder sechskreuzerstück Fälscher aus irgend einer Vorstadtkneipe zu thun.

Dann wandte er sich mit gleich kaltem Blute zu Béla:

— Wollen Sie gefälligst Herr Advokat ihr Schluß-Plaidoyer zu Protokoll geben, das Uebrige wird Sache des Staatsanwaltes sein.

— — — — — — — — — —

Als Béla den Gerichtssaal verließ, traf er auf den Korridor mit seinem Freund Melchior zusammen.

— Man rief mich eilig aus dem Spital hieher, ich mußte Herrn Fertöy zur Ader lassen. Er ist bereits zur Besinnung gelangt, doch fühlt er sich, wie Einer, den man einen ganz regelrechten Kopfhieb versetzt hat.

— Das will ich glauben, und der Andere?

— Der hat vor lauter Schrecken ungeheueren Hunger bekommen, und hat soeben in das benachbarte Gasthaus um eine Portion Beafsteak geschickt.

— Wie es scheint, will dieser Schurke alles dem Fertöy in die Schuhe schieben. Um so schlechter für ihn. Bist du bereits von Allem unterrichtet, was hier geschehen ist?

— Von Allem. Während dn drinnen schriebst, berichtete mir der Notär alles, was drinnen vorgegangen.

— Dann ersuch ich dich zu meiner Frau zu eilen, wenn du Zeit hast.

— Wenn ich Zeit habe? Welch' eine Sprach!

— Um ihr über den Ausgang der Angelegenheit Bericht zu erstatten.

— Wie? rief der kleine lahme Mann, der Erste zu sein, welcher diese Botschaft deiner Gattin und deiner Mutter überbringt? Ah, Freund, welch, goldener Mann du bist! Ich laufe.

— Damit du besser laufen kannst, nehme meinen Fiaker, welcher unten beim Thore steht; ich habe ohnedies bis Mittag noch einen Weg zu machen, doch will ich ihn zu Fuß zurücklegen.

Melchior überglücklich der Ueberbringer einer solch' freudigen Botschaft zu sein, stürzte trotz seiner Lahmheit mit solcher Schnelligkeit die Stiege hinab, daß er in der That seinem Freunde zuvor kam.

— — — — — — — — — —

Béla Lávay kehrte zu Seraphine zurück.

Mit dem vielen offiziellen Geschreibsel verging die Zeit derart, daß er sich beeilen mußte, um zur versprochenen Zeit dort zu sein. Die Eile hatte ihn ganz erhitzt. Als er so aufgeregt in das Vorzimmer Seraphinen's trat, fand er sich plötzlich dem alten Kolbay gegenüber, welcher sich so eben entfernen wollte.

Das Gesicht des alten Herrn strahlte vor Zufriedenheit, welche in eine Fröhlichkeit ausbrach, als er Béla's ansichtig wurde.

— Ah, ergebenster Diener Euer Gnaden! Beliebten zu kommen. Freut mich sehr Sie zu treffen! Belieben vielleicht meine Nichte zu besuchen? Bitte nur hienein zu spazieren, bitte, Sie ist ganz allein und erwartet Sie.

Alles dies war in einem Tone gesprochen, wie er ihn vom alten Herrn noch nie gesehen.

Doch hatte er den Kopf mit ganz andern Gedanken voll, um sich darnm zu kümmern, was wohl diesen empathischen Freuden-Ausbruch des Alten verursachen mochte? Er eilte zu Seraphine.

Die Dame erwartete ihn in dem Empfangssalon. Sie war ganz für die Gelegenheit angekleidet; trug ein dunkel violettes Sammtkleid mit schwarzen Spitzen aufgeputzt; nach der damaligen Mode auf der Brust kühn ausgeschnitten; die langen herabwallenden Locken spielten mit den schneeigen Schultern, und den marmorenen Busen. Sie war eine blendende Schönheit.

Ah, guten Morgen, rief sie mit bezaubernden Lächeln, wie schön von Ihnen, daß Sie so pünktlich erscheinen.

Béla mißfiel es heute besonders, daß Seraphine sich „so schön zu sein" bemühte.

— Ich kam, um die Dokumente abzuholen. Haben Euer Gnaden bereits unterzeichnet? — Die Dokumente sind fertig, sagte Seraphine mit ironischer Sanftmuth; — und zeigte dabei auf die Flam-

men des Kamins. Was dort brennt, ist eben der Prozeß, wenn Sie Einsicht nehmen wollen, können Sie es immerhin noch thun.

Béla blickte die Dame noch immer verwundert an. Seine Augen schienen zu fragen, was dies zu bedeuten habe?

— Wie Sie sehen, habe ich „Ihren Prozeß“ in das Feuer geworfen.

Dabei blickte sie ihn mit der siegreichen Miene dämonischer Rache an.

— Und nun erfahren Sie es mein Herr, worüber Sie vielleicht bisher im Zweifel sein konnten. Ich war die Gespielin Ihrer Jugend, es war zwar Scherz, doch betete ich Sie an. Sie wurden der Gatte einer anderen Frau; ich die Gattin eines andern Mannes. Sie vergaßen mich gänzlich, trotzdem betete ich Sie an, meinen guten Ruf verdunkelte die Verläumdung jener Kreaturen, die schlechter gewesen, als ich; Sie mieden mich, Sie verachteten mich, um so mehr betete ich Sie an. Plötzlich dachten Sie: Dieses Weib ist schon elend genug dazu, um liebenswürdig zu sein. Da näherten Sie sich mir; und ich, ich lache Sie jetzt aus.

In Béla's Adern erstarrte das Blut. Wie denn nicht; war doch dieser Spott, dieses Lachen kälter, als eine Nacht der Eis Region.

Dazu hatt Seraphine ihre mit feinem Atlasschuhe bekleidetes zierliches Füßchen auf das mes-

fingerne Geländer des Kamins gelegt, als wollte sie dasselbe beim Feuer des brennenden Scheidungs-Prozesses wärmen.

— Unglückliche Frau, was haben Sie gethan! rief Béla, traurig die Hände faltend. — Wann haben Sie diesen unglücklichen Gedanken geträumt? So eben komme ich vom Gerichte, wo man Fertöy als Fälscher ins Gefängniß warf!

Seraphine stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und zog ihren Fuß zurück, als würde sie denselben verbrannt haben.

— Ich wußte es längst, daß Fertöy ein gefälschtes Testament eingereicht hat. Als unumstößlicher Beweis diente das Papier selbst, auf welches er es schreiben ließ! doch wartete ich mit der Entdeckung; als ich mir darüber Gewißheit verschaffte, war mein erster Gedanke der: Dieser Mensch ist mein Feind; er hat sich selbst zu Grunde gerichtet; doch seine Gattin ist meine Freundin, sie war die Gespielin meiner Jugend, sie darf nimmermehr mit ihm untergehen. Verstehen Sie mich gut. Ich hatte das glühende Eisen in Händen, womit ich auf den Namen eines Menschen, der es verdient hatte, ein unauslöschliches Schandzeichen brennen mußte; war es nicht meine Pflicht, die Gattin jenes Mannes, wenn ich die Frau einst verehrt habe, zu warnen: gehe aus dem Wege, damit meine Hand, nicht auch dich verwunde?

— Ach, stöhnte die bleiche Frau bis in das Innerste ihres Herzens getroffen, griff mit beiden Händen nach ihren Schläfen, und knickte gebrochen zusammmen.

— Ich wußte es, daß die Schmach Fertöy's sein ganzes noch übriges Leben in den Pfuhl der Schande herabziehen wird. Ich beeilte mich, Ihnen die Hand zu reichen, um sie jenem Abgruude zu entreißen, in welchen er Sie mitgezogen hätte. Tag und Nacht arbeitete ich dafür; klopfte bei allen Gerichten an; reiste von Stadt zu Stadt; verheimlichte alles vor meiner Gattin, verstehenSie das, vor meiner eigenen Gattin, um, wenn ich den unabwendbaren Schlag auf den Namen Fertöy's führen mußte, Sie im Stande seien zu sagen: dieser Name ist nicht mehr der meine, ich habe mich von ihn losgesagt, bevor ihn die öffentliche Schmach getroffen.

Seraphine erhob sich zitternd von ihrem Sitz; ihre Augen waren mit Ensetzen, flehend auf Béla gerichtet.

Dieser fuhr fort.

Und Sie sahen in alldem nichts anderes, als das Erwachen einer niedrigen, verächtlichen Neigung. Ich bin Ihnen dank schuldig für diese Lehre, „Bist du Advokat, hast du mit den Herzensangelegenheiten nichts zu thun," Und Sie, Madame, tragen Sie nun den Namen ihres Gatten, und erdulden Sie

jenes Schicksal, welches Sie selbst über sich herauf beschworen.

Die stolze Dame stürzte zu den Füßen des Mannes nieder.

Sie versuchte es nicht, diese Hand nochmal zu ergreifen, die sie gerade in jenem Momente so spöttisch zurückgewiesen, als dieselben sie erheben wollte. Sie stürzte zu den Füßen des Mannes und schluchzte! In diesem herrlichen Sammtkleide, mit den wallenden Seidenhaaren, mit dem wogenden Marmorbusen, mit den vor Schluchzen zuckenden Achseln, lag sie da auf den Knieen, ein Bild des glänzenden Jammers, die Worte wiederholend: „zertretten Sie mich."

Béla fühlte noch immer Bedauern für dieses Weib.

— Gegen mich haben Sie nicht gesündigt, nur gegen sich selbst. Ich verzeihe Ihnen vom Herzen, wenn Sie sich selbst verzeihen können. Meine Absicht war gut, Sie wünschten es ja selbst, ich möge Sie der Welt gegenüber vertheidigen. Ich habe den Prozeß eingeleitet, und würde ihn auch gewonnen haben. Ich wollte Sie Ihnen selbst zurückgeben, Sie mißverstanden mich, und als Sie mich zu stürzen wähnten, fielen Sie selbst. Hilfe ist hier nicht mehr möglich. Die Dokumente des Scheidungsprozesses sind verbrannt. Man kann einen Prozeß gegen eine Partei nicht erneuern, welche im Kerker sitzt. Was

werden Sie von nun an sein? Die Gattin eines Fälschers; eine Schmach zieht die andere nach sich, und der Mensch auf dem die Schande lastet, sinkt unter dieser Last von Stufe zu Stufe tiefer. Die Schande verleiht ein gewisses Recht, und die Schande der schönen Frauen, wird zu einen furchtbaren Privilegium. Es wäre sehr angezeigt für Sie, in ein anderes Land zu ziehen. Gestatten Sie mir daß ich Sie empor hebe.

Béla reichte noch einmal seine Hand dieser Frau; doch nahm sie dieselbe nicht an. Sie krümmte sich verzweifelnd noch immer vor seinen Füßen.

— Zertreten Sie mich, zermalmen Sie mich. Ach gegen Sie habe ich gesündigt, und dieses ist meine größte Sünde. Ich habe das, was ich Ihnen früher vorwarf, auch Ihrer Gattin geschrieben.

— Ach, rief Béla zornig, die Hand zurückziehend. — Sie haben ein böses Herz!

Und ohne das Weib mehr eines Wortes zu würdigen, griff er hastig nach seinem Hut, und stürzte zur Thüre hinaus. Ein jeder Tropfen Blutes kochte in seinen Adern. Er rannte durch die Gassen, ohne den Gruß seiner Bekannten zu erwiedern. Er dachte dabei: bist du Advokat, so sei kein Narr, sei nicht großmüthig. Uebergibt dir Jemand einen Prozeß, so sage ihm: zahle im voraus, entrichte die Taxe, die Stempelgebühr, das Honorar.

Nichts darfst du in der Hoffnung thun, daß dich dein Bewustsein entschädigt, daß dich die Welt dafür achtet, und daß du im Jenseits dafür belohnt wirst, du edelmüthiger Advokat, welch' eine lächerliche Figur spielst du: du läufst, schlägst dich herum, nützest dich ab, für ein halbverrückte eitle Weibsperson, nur deßhalb, damit sie dir das Haus über dem Kopf in Brand stecke, und dir das Mahl, welches du mit deiner Familie einnimmst, vergifte. Mache es nun, wen du in Stande bist einem Weibe begreiflich, daß nicht jenes andere Weib Recht gehabt. — Mit welchem Gesichte wirst du vor sie treten? Wird sie nicht deinen Kuß, und zwar mit Recht zurückweisen, in dem Wahne, das du ihn deßhalb bietest, weil ihn die andere nicht empfangen.

Es wäre besser gewesen, wenn du dich während dieser Zeit mit der Heilung kranker Ratten beschäftigt hättest.

Béla zittert vor Wuth und Erbitterung, als er die Thüre seiner Wohnung öffnete.

Judith trat ihm entgegen.

Béla schrack bei ihrem Anblick zurück, als hätte er wirklich gegen sie gesündigt.

Doch kam die Gattin nicht mit vorwurfsvollen Blick, sie lächelte, umarmte herzlich ihren Gatten, und drückte einen innigen Kuß auf seine Lippen. Ihr folgte die Mutter, auch ihre Zärtlichkeit

kannte keine Grenzen. Schließlich kam noch Melchior, welcher auch desgleichen that.

Béla kam es vor, als wäre er von der Hölle plötzlich in den Himmel gefahren.

Judith war heute sehr wortkarg. Sie nahm ihr Kindlein in die Arme, und trug es zu dem Gatten, als würde es mehr sprechen können. Béla nahm Beide in seinen Schoß, und glaubte den Himmel auf Erden zu besitzen.

Die alte Lávay jedoch konnte das Glück nicht so ruhig hinnehmen, sie brach in ein förmliches Gewitter los. „Er hat sie besiegt; er hat sie niedergeschmettert! Bis in den Koth hat er sie getreten!... Und wir träumten nicht einmal davon. Er hat uns alles verschwiegen; und that Recht daran. Wir sind Weiber, wir hätten es in unserer Freude ausgeplaudert; die andern hätten es erfahren, und sich plötzlich zurückgezogen. Als wir Béla dafür ausschalten, daß er sich mit ihnen abgibt, die wir so sehr hassen; da haßte er sie stärker, er hat sie wie die Füchse aus dem Bau gelockt, um sie in der eigenen Falle zu fangen. Nun hat er sie auch verdorben, und so ist es gut! Endlich ist der Tag der Abrechnung gekommen! O, diese Leute hatten viel auf der Rechnung stehen; — jetzt ist die Schuld getilgt. Béla ist wieder mein Sohn." — Dann wendete sie sich an Judith: Weib achte diesen Mann! wer so zu hassen versteht; — weiß auch heiß zu lieben.

Judith war eine gehorsame Schwiegertochter Sie umarmte und küßte ihren Gatten.

Doch schwebte auf der Stirne Béla's noch ein Schatten, welchen sein Kuß zu verscheuchen vermochte. In seiner Seele saß noch ein Stachel: der unwürdige Verdacht Seraphi-nens . . . . ob dieser Stachel auch in Judith's Seele sitzt? . . .

Diese aber errieth, was der Schatten auf der Stirne ihres Gatten zu bedeuten habe?

— Sehen Sie, liebe Mutter, jetzt wissen wir auch, weßhalb Béla den Scheidungsprozeß Seraphinens so beschleunigen mußte; . . . . Heute morgens zürnten wir sogar darüber.

— Nur ich habe gezürnt: du nicht. . . . . Ich habe ihn gescholten, du vertheidigtest ihn.

— Konnte er es den zulassen, daß eine Frau, die einst „meine" gute Freundin gewesen; gerade wegen meiner, und gerade durch seine Hand, sammt ihrem Gatten der Schande anheim fallen? . . . Recht thatest du, mein Béla, daß du Seraphinen gerettet. . . . . Nun kann Sie das Schicksal ihres Gatten nicht mehr treffen.

— Ja wohl, sie wird davon betroffen werden; — erwiederte Béla ernst. . . . Sie selbst will das Schicksal ihres Gatten theilen, und hatte die Akten des Scheidungsprozesses verbrannt. . . . . Wie kann sie ihn im Unglücke verlassen? . . .

— Das war ein schöner Zug ihres Charakters!...

Die Anwesenden theilten die Ansicht Judits!

— Ein wahrhaft schöner Entschluß — rief Melchior, sich vergnügt die Hände reibend.

Béla gab die Vertheidigung Seraphinen's vor der Welt noch immer nicht auf.

Doch wollte der Schatten von seiner Stirne nicht weichen.

— Es fällt mir so eben ein — rief Judith plötzlich, daß ich vor kaum einer Stunde einen Brief zugestellt bekam, auf dessen Adresse ich die Schriftzüge Seraphins erkannte.

— Hast du ihn gelesen? — frug Béla.

— Du weißt es ja, daß ich seit jener Zeit, wo ich den Brief, mit der nachgeahmten Schrift meines Vaters erhielt, (jetzt weiß ich auch schon von wem) keinen derselben öffne, bevor du ihn nicht gelesen; dann steht es deinem Gutdünken frei, ihn mir zu geben, oder von mir ungelesen zu vernichten.

— Hast du jenen Brief bei dir? frug Béla, indem der Schatten von seiner Stirne zu weichen begann.

— Ich trug ihn in der Tasche; da ich dich mit demselben erwartete.

Damit zog Judith aus der Tasche ihrer Schürze, den auf grünes Papier geschriebenen Brief hervor.

— Das verbreitete also jenen Duft, den ich bei Dir so fremd fand?

—- Du Schalk, wolltest sagen „bekannt."

Béla's Stirne verfinsterte sich abermals.

— Zürne nicht — beschwichtigte Judith. Es war nur ein Scherz. Was soll mit dem Brief geschehen?

— Erlaubst du es, daß ich ihn ungelesen zurücksende?

— Wird es Seraphine nicht für Beleidigung nehmen?

— O, du wirst Sie sehr glücklich machen, wenn du ihr diesen Brief unerbrochen zurücksendest.

— Thue nach deinem Gutdünken.

Béla ging auf einen Augenblick in sein Arbeitszimmer, und schrieb dort folgende zwei Zeilen an Seraphine:

„Niemand hat den Brief gelesen; den Inhalt verzeihen Ihnen alle."

Er that diese Zeilen, und den verhängnißvollen Brief in ein anderes Kouvert, versiegelte dieses, und sandte es allsogleich an Frau von Fertöy ab.

— — — — — — — — — —

Als Seraphine den Umschlag öffnete, darin ihren eigenen unerbrochenen Brief gewahrt und die begleitenden Zeilen las, fiel sie auf die Kniee und betete unter Schuchzen und Thränen.

Dann zerriß sie ihren eigenen Brief in hundert Stücke und warf diese ins Feuer.

Das Papier aber mit den zwei Zeilen faltete sie sorgfältig zusammen, küßte es, und verbarg es in ihrem Busen.

Eine Stunde früher, hatte sie einen ganzen Stoß jener Handschrift verbrannt; — und doch hatte diese Hand nur für ihr Heil gearbeitet.

— — — — — — — — — —

Die Lávay's schwelgten unterdessen in ihrem Glücke, und vergaßen auf Seraphine ganz. . . .

Melchior muß zum Mittagtisch bleiben, damit sie sich alle zusammen freuen können.

Der kleine Doktor betheuerte hoch und theuer, daß heute selbst sein lahmer Fuß geheilt sei, und er gute Lust zum Tanzen verspüre.

Dieser Tag hat ja seinen Freunden ihr Vermögen, die Ruhe der Familie, uud die Entgeltung gebracht.

Diese dachten jedoch weder auf das rückerworbene Vermögen, noch auf die befriedigte Rache, noch auf die neue Aera ihrer Liebe; . . . ihre Aufmerksamkeit ist nur einem einzigen Gegenstande zugewendet und dieses war das kleine Kindlein, welches zuerst den Namen „Vater" lalte.

Die Schatten wichen von allen Stirnen; nur die beiden gleichförmigen Narben auf der Stirne der

Gatten erzählen von geheimnißvollen Zaubermärchen, welche einander wunderbar ergänzen.

Diese beiden anauslöschlichen Zeichen erzählen es deutlich, daß es einst einen Mann und eine Frau gegeben, deren Liebe über alles irdische erhaben gewesen.

Judith stieß einen Seufzer aus, welcher in das Reich der gestaltlosen Wesen hinüber flog.

— Siehe Mutter: und dennoch bin ich glücklich.

Das Gespenst.

Der Mensch den die Schande drückt, sinkt von Stufe zu Stufe!

„Die Schande der schönen Frauen ist ein furchtbares Privilegium."

Wie Recht hatte Béla, als er Seraphine diese traurige Philosophie lehrte.

Fertöy ist elend gefallen. Er war so unrettbar verloren, daß er sich nicht einmal vertheidigen konnte. Jene politische Mode, welche Herrn Fertöy auf die Oberfläche der damaligen Gesellschaft hob, war bereits im Veralten begriffen und eine neue politische Aera trat heran. Im Luftkreise dieser Aera war Fertöy für die Maßgebenden unmöglich geworden, da er im öffentlichen Leben in Folge seines Auftretens verhaßt gewesen, und da kam der kleine privat Skandal ganz gelegen. um ihn fallen zu lassen.

Niemand hatte mehr Lust, einen gemeinen Delinquenten zu seinem politischen Parteigenossen zu zählen. Daß ist schon die Sitte der Welt. — Derjenige, welcher gefallen, wird am meisten von

Denjenigen mit Fußtritten bedient, die es die Welt vergessen machen wollen, daß sie mit ihm auf gleichem Fuße gestanden.

Das Gesetz fällte ein eben so strenges Urtheil über Fertöty, wie es die öffentliche Meinung gethan.

Was kann aus der Gattin eines verurtheilten Fälschers werden?

Was kann aus einer schönen Frau werden, die eine „größere" Schande nicht mehr zu fürchten hat.

Was kann aus ihr werden.

Entweder ein schöner Leichnam, den die blauen Wellen der Donau eines schönen Morgens auf den weißen Ufersand spielen; — oder eine schöne Maske, welche mit ewig heiterem Lächeln eine Unterhaltung nach der Andern besucht — der Lust und dem Taumel nachjagt, und Niemanden offenbart, welch' tödtlicher Wurm an ihrem Innern nagt. . . .

Seraphine wußte zu leben! Sie hatte bereits einen großen Ruf. Eine andere Benennung wäre schwer zu finden.

Freude, Heiterkeit, leichtsinniges Leben! . . . . Wer könnte ihr vorwerfen, daß sie ihre Zeit schlecht benützte? . . .

Niemand, nur sie selbst.

Sie hatte abermals die Gewohnheit angenommen, bei Tag zu schlafen. Bis 10—11 Uhr sich im

Theater oder im Konzerte zu unterhalten, dann eine fröhliche Gesellschaft zu empfangen, deren Held stets Fürst Wolozoff gewesen; die Nacht mit Trinken und Kartenspiel zuzubringen, und erst, als das Grauen des Morgens durch die Vorhänge drang, sich schlafen zu legen; das war ihre Tagesordnung.

Im Bette hatte sie jedoch kaum einige Stunden verbracht; trotzdem blieb ihr Zimmer bis Mittag verschloßen.

Aber nicht um etwa die unfehlbaren Kosmetiken der modernen Weltverschönerer zu studiren — war sie doch schön auch ohne diese — sondern um mit jenem unerbittlichen Verfolger Rücksprache zu nehmen, den der fühlende Mensch sein eigenes Gewissen nennt.

Denn wenn es wahr wäre, womit die Weisen des Materialismus ihre Jünger so schön beruhigen, daß nämlich die Seele nichts anderes als ein Fluidum sei, vielleicht wäre es diesem zu gebieten, jetzt mußt du Freude, jetzt Heiterkeit empfinden, jetzt hast du ruhig zu sein, jetzt mußt du schlafen . . . aber die Seele gehorcht nicht . . . . sie denkt; sie träumt von ganz andere Dingen, als es der nervose Körper wünschen möchte; — das Gewissen quält und peinigt und läßt sich nicht in den Schlaf wiegen.

Seit jener Zeit, als Seraphine durch Béla's Arme vom Feuertodte gerettet wurde, hatte sie aufgehört ein Tagebuch über ihre Träume zu

führen. Diese Träume beschäftigten sie nicht mehr mit dem zurückkehrenden Antlitze des Verstorbenen .... sie wiegten Seraphinen in andere Phantasiegebilde, welche sie nicht mehr zu Papier geben konnte.

Seit jener Szene aber, wo Béla sich mit den Worten vou ihr verabschiedete: „Sie haben ein böses Herz," hatte das alte Traumgespenst ihren Platz wieder eingenommen und erschien pünktlich in hunderterlei Gestallten, um den urwächhigen Schlaf Seraphinens mit seiner Gegenwart auszufüllen.

Seit dieser Zeit nahm Seraphine ihr Tagebuch wieder auf.

Sie mußte ja ihre quälenden Träume verewigen. Dann hatten diese Träume ihre neuen Studien, je nach dem, als sich die Außenwelt gestaltete.

Eine ausgedehnte Amnestie, welche zu jener Zeit erlassen wurde, hatte viele, die als Opfer der vergangenen bewegten Zeiten in verschiedenen Kerkern begraben lagen, von diesem Tode erweckt, und sie dem Leben, ihren Familien zurückgegeben.

Wie viele der Feste gab es da im ganzen Lande!... Feste der Freude für die Heimkehrenden, Gattin, Kinder, Geschwister und Freunde harrten des Heimkehrenden, um das Gesicht jenes Mannes zu küssen, der mit schwarzem Barte die Laufbahn der Bewegung betrat, und jetzt mit grauen Haaren zurückkömmt.

Doch was geschah mit jenen traurigen Gestalten, die niemand mehr erwartete?

Mit jenen, über deren muthmaßliche Rückkehr man zitterte? . . .

. . . Einst bekam Seraphine ein Gedicht zu lesen; welches in irgend einem Morgenblatte erschienen war. Der Refrain dieses Gedichtes lautete:

„Weshalb kömmt er zurück, den man schon längst begraben?!“ . . . Das Gedicht erschien pseudonym unterzeichnet, dennoch fühlte sich Seraphine vom Inhalt dieses Gedichtes im Tiefsten ihres Herzens getroffen.

Es kam ihr vor, als sähe sie Denjenigen, welcher es geschrieben, vor sich stehen.

— — — — — — — — — —

„Längst ist der Platz schon ausgefüllt, den er einst eingenommen.

Auch ist sein Angedenken längst im leeren Raum zerronnen.

Ein neues Glück erblüht hier.

Das alte ist vergessen.“

— — — — — — — — — —

Weßhalb kömmt er zurück, den man schon längst begraben?

— — — — — — — — — —

Auf Seraphinen machte dieses Gedicht einen schauerlichen Eindruck.

Sie hatte vor dem kalten Gespenst Furcht, welches seinem Grabe ersteigen könnte.

Wenn es plötzlich erschiene, mitten in der glänzenden Abendgesellschaft, unter den Klängen der Musik, und sie „zu einem Tanz aufforderte! ....“

Welch grausiger Gedanke. ...

Seraphine hatte keine Ruhe. Sie forschte so lange, bis sie erfuhr, daß unter einem falschen Namen, ein politischer Gefangener in seinem düsteren Kerker einen Band Gedichte geschrieben, den aber kein Verleger anzukaufen sich getraue, da der Verfasser seinen wahren Namen hartnäckig verläugnete; und weil das Publikum in seinem patriotischen Schmerze gar keine Bücher außer den Kalendern kauft. ... Sie versuchten es demnach das Werk im Subskriptions Wege zu veröffentlichen.

Seraphine übernahm allsogleich einen dieser Bögen. Schrieb 200 fingirte Namen darunter und zahlte den Preis; und so machte sie es möglich, daß die Gedichte baldigst gedruckt zu ihren Händen gelangten.

Der Titel des Buches lautete:

„Herbe Lieder“

gesungen

von einem Gespenst.

Seraphine hatte jede Zeile des Buches studirt. Sie schlief damit ein, und nahm es beim Erwachen zur Hand. Aus jeder Zeile schöpfte sie die Ueberzeugung, daß das dichtende Gespenst, nur „ihr Gespenst“

sein könne, können denn Verse, wie die folgenden, an Jemanden Andern als an sie gerichtet sein.

„Wäre ich doch längst gestorben
In der Erde Schoß begraben; —
Du und ich, wir alle Beide
Würden es viel besser haben.

In der Erde würd' ich ruhen,
Und du hier auf Erden;
Keines von uns Beiden könnte
Seiner Liebe untreu werden."

Können diese Worte an jemanden Andern gerichtet sein?

Das Tagebuch Seraphinens begann sich zu einer wirklichen Anthologie umzugestallten. Sie hatte ganze Bruchstücke der Gedichte in dasselbe übertragen, mit ihren Bemerkungen, ihren Geständnissen; gegen manche Stellen vertheidigte sie sich, bei andern hatte sie selbst die Anklage verschärft.

Ein namenloser Ankläger stand ihr gegenüber; beide aber standen vor einen unsichtbaren Richter; täglich zu jeder Stunde des Alleinseins. .... Und dieser Prozeß dauerte lange, sehr lange.

— — — — — — — — — —

Bei einer Stelle, wo der Dichter klagt: daß, als er obgachlos, zerlumpt, vor Hunger und Müdigkeit ersterbend, mit blutenden Wunden umher-

irrte, man ihm wohl Obdach und Speise gab, seine Wunden verband, für das blutende Herz jedoch keinen Balsam hatte, schalt Seraphine folgendes ein:

„Es ist wahr„ — auch meine Großmuth war dieser Art, auch ich handelte in derselben Weise. . . . auch ich gab ja denjenigen, die für die Staatsgefangenen heimlich sammelten, Geld, Kleider, Arzneien im reichlichsten Maße — nie habe ich aber ein gutes, selbst nicht ein fragendes Wort für ihn eingelegt, Glaubte ich doch dem Worte eines einzigen Menschen, daß er gestorben sei; — und dieses war das Wort eines Fälschers.

Somit lastete auch Fertöy's Schuld auf ihrer Seele.

Der Fälscher von heute, konnte er nicht auch damals ein Fälscher gewesen sein, als er den Tod Roberts bewies?! . . .

Das finstere Gemüth des Dichters äußerte sich an vielen Stellen in den schärfsten Sarkasmen; wie ein auf die Gasse gesetzter Rasender schien er die Fenster jenes Hauses, das einst ihm gehört, mit Koth zu bewerfen; seine Gedichte waren wie das Hohnlachen eines Todtengerippes, welches seinem Grabe entstieg, um die Freuden der Lebenden zu verhöhnen.

Seraphine hatte beinahe die feste Ueberzeugung sich beigebracht, daß der Verfaßer dieser Gedichte kein Anderer, als Robert sein könne, daß er

möglicherweise unter der Maske einer derjenigen finstern Gestalten stecken könne, die uuter den Thorgängen der Häuser sich verbergend, das Handwerk des Betteln lernen. Sie sagen blos „mein Herr," „Madame" und auch daß nicht jedem Menschen, höchstens dem Zehnten, zu dem sie Vertrauen haben, daß er sie nicht verachten, nicht zurückweisen, ihnen nicht sagen wird, daß sie noch arbeiten könnten. Einige haben vielleicht bereits graues Haar und schwarze Kleider, die fadenscheinig, zerrissen und geflickt sind. Seraphine pflegte ihnen kleine Münzen zu geben, ohne sie anzublicken. Später wird sie ihnen nichts mehr geben, denn sie wird es nicht wagen, vor ihnen stehen zu bleiben, die Augen zu ihnen zu erheben — den sie könnte unter den Bettlern i h n erkennen.

Ja, diese Gedichte — jedes einzelne derselben war ein Dolchstoß gegen das Herz Seraphines. Hätte der Dichter das gewußt, welche Grausamkeit er an einer Frau begeht, die ihm nichts zu Leid gethan!

Wir wissen es wohl, daß nicht Robert diese Gedichte geschrieben, denn er ist längst dort, wo man alle Unbill verzeiht, und von wo Niemand zurückkehrt, um Rache zu üben.

Der anonyme Dichter dachte sicherlich nicht an Seraphine; vielleicht wußte er garnichts von ihren Erlebnissen. Es war blos Einbildung; es war

das Gewebe einer Spinne, die aus dem angesammelten Gift bunte Seidenfäden spinnt; oder es war vielleicht das Drama eines anderen Menschen, welches zufällig Aenlichkeit mit Seraphinens Lebensereignissen hatte.

Die Frau, auf welche die Gedichte sich bezogen, ist vielleicht nicht einmal die Gattin desjenigen, der die Gedichte geschrieben. Vielleicht ist sie schon gestorben; vielleicht hatte sie nie gelebt? wer wollte es mit den Idealen des Dichters so genau nehmen.

Seraphine litt durch diese Gedichte außerordentlich. Nachgerade wagte sie sich nicht mehr zu Fuße auf die Straße, und wenn sie einer Gestalt begegnete, bezüglich welcher sie eine dunkle Ahnung hatte, sie in glänzenden Tagen gesehen zu haben, dann zog sie sich scheu in den Hintergrund des Wagens zurück. „Wie wenn er es wäre."

Arme Frau! er schläft schon lange,

— — — — — — — — — —

An einem kalten Oktobermorgen kam Béla eilig nach Hause aus irgend einem Gerichtshofe.

— Halt Junge, wirf mich nicht um, schrie ihn eine heisere Stimme an und eine eigenthümlich verwitterte Gestalt faßte ihn an der Brust.

Béla war von dieser ungewöhnlichen Ansprache überrascht. Es ist schon lange her, daß man ihn Junge genannt, und auch damals nahm nur

ein Mensch diese Kühnheit sich heraus. Er sah dem Menschen scharf ins Gesicht.

Es war eine sehr verwahrloste Erscheinung. Haare und Bart wirr, stark mit Grau gemischt; die Gestalt schwerfällig, die Stirne gefurcht, das Gesicht aber hatte die Kupferfarbe, welche starke Getränke an die Haut malen. Die Kleider hingen ihm blos am Leibe, als ob er sie nur ausnahmweise trüge, sonst aber in bloßen Hemde zu gehen pflegte. Das Halstuch dürfte ohne zweifel seit mehreren Tagen ihm nicht vom Halse gekommen sein, es ist so verknüpft, daß man es nur durch Zerschneiden lösen könnte.

— Na, das fehlt noch, daß auch du mich nimmer erkennst! grollte der Mann.

Darauf fiel ihm Béla um den Hals und küßte ihm.

Pußtafi!

— Ja wohl, Pußtafi! sprach der Mann und lachte bitter. Du hast also doch meinen Namen nicht vergessen. Schau! ich habe Dich erkannt.

— Du hast Dich sehr verändert.

— Nicht wahr? ich bin dick geworden? ja die armen Gefangenen leben sehr gut.

— Nein aber du bist grau geworden.

— Das hättest du wohl wissen können. Wir sind nicht erst seit gestern auf der Wander. Sag' mir aufrichtig, ist mein Gesicht sehr kupfern geworden, seitdem du mich nicht gesehen?

— Komm' zu mir, verlassen wir die Straße!

— Hm, mit welcher Verachtung du von der Straße sprichst. Dir ist es leicht, hast sie oft genug durchwandert. Mir aber gefällt die Straße, mir gefallen die Menschen, die mich rechts und links bei Seite schieben, die schönen Mädchen, die zurück schauen, und die großen Herrn, die mich nicht einmal anblicken. Solche Genüße findet man nicht dort, wo ich gewandert. Aber, zum Teufel, du mußt nicht glauben, daß ich dich mit meinen Kerkererlebnissen zu unterhalten gedenke, wie ein neugebackener Märtyrer, der sechs Wochen gesessen und nun bei jedem Schweinschlachten davon erzählt. — Thut nichts. Alles in Ordnung. Das Leben ist schön. Also führe mich in deine Höhle, wo ist sie?

Béla nahm seinen Freund an der Hand, der so stolz war, daß er nicht einmal ihm mittheilte, wo er sich aufhielt. Dafür wird er Vorwürfe genug erhalten, wenn sie allein sind.

Und Béla that sehr wohl, daß er ihn an der Hand nahm, denn die Beine des braven Mannes schwankten bedenklich.

Béla sah ihn traurig an. Was ist aus dir geworden?

Besondere Anstrengung kostete es Béla, ihn auf die Treppen hinaufzubringen. Pußtasi behauptete, daß seine Beine geschwollen seien.

— Ah, du hast ja eine herrliche Wohnung, sagte Pußtafi, als Béla ihn in's Zimmer führte; keine solche, wie jene, die in einen Garten stieß, wo ich Dich das letztemal gesehen. Aber es gefällt mir besonders, daß du keinen Spiegel im Zimmer hast. Gehört auch nicht in das Zimmer eines Mannes. Denn weißt du, es gibt viele Gesichter, die ich nicht gerne sehen mag, und zu diesen gehört vor allen Andern das meinige. Neun Jahre sind's, daß ich in keinen Spiegel gesehen. Aber da spreche ich schon wieder nur von mir. Dumme Rede. Wie geht es dir? Sprich davon. Noch immer die Honigmonate?

— Noch immer.

— Ich weiß es, darüber machte ich mir keine Sorgen. Das Band welches ich geknüpft, zerreißt nicht leicht. Hast Du viel „neue Generationen?"

— Eines ist die ganze Armee.

— Ein Knäblein?

— Ja, aber es ist noch sehr jung.

— Na, das werde ich erziehen.

— Das braucht noch eine Amme und keinen Erzieher.

— So würde ich wohl sagen: gut, ich werde seine Amme. Aber ich selbst lebe nur von einer Ammme. Trinke nur Milch. Der fromme Wirth zur „blauen Katze" ist meine Amme.

Béla wußte nicht ob er weinen oder lachen soll.

Pußtafi gab die Entscheidung. Er fing so laut zu lachen an, daß der Sessel unter ihm krachte und seine Augen sich rötheten, die er dann mit einem sehr bunten Seidentuche trocknete.

— Siehst du, mein Sohn, wie toll das Leben ist, sagte er dann ernst, als er bemerkte, daß das Gelächter bei Béla nicht verfangen wollte. Reich mir die Hand, ich möchte aufstehen.

Béla half ihm vom Sessel auf. Der Dichter neigte sich zu ihm und flüsterte ihm in die Ohren:

— Seit gestern Abend bis zu unser heutigen Begegnung habe ich ununterbrochen getrunken, bald Wein, bald Branntwein.

— Um Gotteswillen, Du tödtest Dich damit.

— Auch Du glaubst es?

— Ich bin ernstlich besorgt.

— Schau, das haben mir schon viele gesagt, welche ich für Freunde halte. „Wenn du so fort fährst, mußt Du in einem Jahre sterben."

— Und Du glaubst ihnen nicht?

— Gerade deßhalb trink ich ja, weil ich ihnen glaube.

— Hast Du also mit der Zukunft abgeschlossen?

— Sprich nicht so thörichtes Zeug, mein Junge! Siehst Du, ich muß ununterbrochen trinken, damit ich ein guter ruhiger Mann sei. Aus mir macht der Wein einen sanften spassigen Menschen.

Und das ist sehr nothwendig, denn wenn ich auch nur auf eine Viertelstunde ernüchtere, daß ich Herr meiner Gedanken und Gefühle wäre, dann müßte ich wahnsinnig durch die Straßen laufen und Jeden den ich antreffe, wie ein scheues Roß stoßen und beißen, ich müßte mich auf den Markt stellen und aus voller Kehle fluchen. Ein Glück, daß ich nie nüchtern bin. Taucht irgend eine Erinnerung in mir auf, so gieß ich ihr sogleich ein Glas Wein auf den Hals, damit sie einschlafe; oder steckt aus dem Sumpfe der Zukunft irgend ein mystisches Gespenst seinen Kopf hervor — so gieß ich Wein darauf, so lange, bis es ersäuft. Schließlich umgibt mich dann diese fromme, ruhige, bezilinderte Gegenwart mit ihrem eintönigen Getöse, das mich zu andern Zeiten wahnsinnig gemacht hätte. Wein und immer nur Wein darauf, bis ich in der Fluth schwimme, wie ein armer, in's Wasser gestürzter Tropf, der, so lange er lebt, immer zu Boden sinkt, und nur wenn er gestorben ist, an die Oberfläche taucht.

— Aber der Mensch hat nicht nur für sich zu leben.

— Für wen sonst?

— Für sein Vaterland.

Pußtafi lachte auf, und sein Gelächter klang, wie wenn ein kranker Mensch aus ganzer Kraft hustet.

— Seinem Vaterlande? Hahaha! Möchtest Du mir nicht erklären, was das ist, ob eine Stadt, oder ein Komitat, oder gar ein ganzer Statthalterei-distrikt? Bedenke, daß ich in der Wojwodina geboren bin. Oder verstehst du ein weiteres Vaterland. Vielleicht gar den ganzen Rheinbund, sprichst du von meinem engeren oder von meinem weiteren Vaterlande? Denn ich weiß nicht, welchem ich den Schuldbrief unterschrieben habe.

Béla wendete sich traurig ab.

— Na, na, guter Junge, erzürne Dich nicht und wende Dich nicht ab. Siehst Du, Ihr Uebrigen, Ihr habt Recht. Ihr sagt, seien wir Ameisen, tragen wir atomenweise zusammen, was der Blitz auf einmal zermalmt hat, und Ihr seid schon gestählt durch die Arbeit. Aber ich bin jetzt aus den Wolken niedergefallen, ich fühle mich wie Jemand, der ein Jahrzehente geschlafen und, nun erwacht, nicht zu glauben vermag, daß andere Losungsworte die Geschichte des Tages dirigiren. Ein Steinschleuder nach Erfindung des Schießpulvers. Was soll ich hier unter Euch? Soll ich Stempel auf Akten kleben? Oder soll ich mit traurigen Patrioten auf die Wander gehen, um den „Szózat" zu singen bei feierlichen Gelegenheiten? Oder soll ich verrückte Verse über Liebesgeschichten schreiben? Oder soll mich wie ein Narr anstellen und neun Purzelbäume schlagen, um mit dem Kopf nach unten gekehrt, einen zweideutigen Witz zu schla-

gen, mit welchem ich die Zensur betrüge. Soll ich von China, vom Monde, von Liliput Allegorien schreiben? Oder soll ich als Sklave zu irgend einem Blatte mich verdingen, und den sandigen, sterilen Boden der europäischen Diplomatie ackern?

— Nein, es ist nicht nothwendig, daß du irgend eines von alldem wählest.

— Was sonst?

— Du lachtest mich aus, da ich sagte, daß das Vaterland Rechte an dich hat. Hat das Vaterland keine Ansprüche, so habe ich; lebe für mich.

Pußtafi umarmte Béla, drückte ihn an sich und weinte.

— Du bist ein närrischer Junge! warst es immer. Ich soll für Dich leben? für Dich?

— Das wäre doch wohl ganz einfach. Es ist dies ja eine alte Geschichte zwischen uns. Hatten wir ein Stück Brod, so theilten wir es. Wir werden dies fortsetzen. Es geht ja auch mir so mit der Welt, wie Dir. Ich ziehe darin viel umher, aber ich lebe nur zwischen den vier Wänden. Bleibe bei uns. Du wirst ein kleines ruhiges Zimmer haben, wo Niemand Dich stört, und alle, die Du sehen wirdst, sind erprobte Menschen, meine Mutter, meine Frau und Melchior.

— Deine Frau? sagte Pußtafi, und wieder zog jener satirische Zug über sein Gesicht herauf, der

einer weicheren Stimmung gewichen war. Er dachte ungefähr: „Ich soll deiner braven Frau einen solchen Säufer ins Haus bringen, wie ich einer bin?"

— Ja wohl, meine Frau erwähnt Dich öfter. Hat so unser Leben kaum eine Epoche, in welcher Du keine Rolle spieltest. Sie wird sich sehr freuen, wenn Du bei unsbleibst, das kann ich Dir wohl sagen.

— Weißt Du Kamerad, sagte Pußtafi mit abweisendem Hochmuth. Ihr seid keine Menschen für mich. Ich brauche Menschen die mich hassen, die ihre Sesseln bei Seite schieben, wenn ich mich unter sie setze, die ihre Ohren verstopfen, wenn ich spreche, und die Gallfieber bekommen, wenn sie mit mir gestritten. Ich gehe am liebsten unter Diejenigen, die mich beißen; und die ich auch beißen kann. Die bei jedesmaligen Zusammentreffen mit mir wüthender werden, die mich mit stechenden Blicken ansehen. Wenn fünf oder sechs mich anfallen, wie klaffende Hunde, die eine Schlange aufgejagt und sie nicht anzurühren wagen — so ist dieß mein Vergnügen. Ich sage ihnen Grobheiten, die mir das Herz erleichtern. Ich weiß uicht, ist dies der Vorgeschmack der Seligkeit, oder der Verdammniß, aber jedenfalls ist dies eine überirdische Unterhaltung. Bei euch würde ich mir am ersten Tage den Hals abschneiden. Einen Mann zu sehen, der ehrlich ist, eine Frau die treu, einen Freund, der mich liebt, ein Schicksal, das gerecht, eine

Familie, die glücklich ist und dazu mich und diese Welt. —Das würde mich wahnsinnig machen. Laß mich herum beißen mit den Menschen. Vielleicht erschlägt man mich irgendwo. Doch fürchte nichts, man schägt mich nicht todt, denn man geht mir aus dem Wege.

Es war dieß ein Meer voll Bitterkeit, dessen Ufer und Grund man nicht sehen konnte.

Bela blieb trauererfüllt vor diesen Ruinen stehen, die man nicht mehr aufbauen konnte. Selbst der Künstler, dessen Werk sie war, könnte sie vielleicht nicht wieder erdichten.

— Doch laß mir jetzt etwas zu trinken reichen; nein nein, mißverstehe mich nicht. Nicht Wein gib mir zu trinken, sondern Wasser. Ich muß heute noch eine schöne Frau besuchen, und es wäre mir unangenehm, wenn man den Wein an mir wahrnehme.

— Du? Du bereitest dich vor zu einer schönen Frau zu gehen?

— Ja. Zu Frau Fertöy. Sie ist ja auch Deine Bekannte.

— Was hast Du dort zu thun? Fragte Béla verwundert.

— Ich habe eine menge Unsinn unter pseudonymen Namen zusammengeschrieben, auf welche die

fromme Seele zweihundert Subskribenten sammelte, dafür muß ich ihr danken.

— Du willst persönlich dafür danken, daß man deine Werke kauft? Wo ist dein Stolz hingerathen?

— Stolz? sprach Pußtafi mit cynischem Spotte. — Nistet also dieses Thier noch unter diesem Klima? Ich glaubte, daß diese Race längst ausgestorben, wie die des Mopses. Denn wenn nur ein kleines Theilchen des schamhaften Stolzes auf diesen vertheilt wäre, so müßte jeder Mensch mit verschleiertem Gesichte auf der Gasse gehen. Ist es denn nicht die höchste Potenz der menschlichen Unverschämtheit, daß „wir" noch leben? Doch lassen wir die Sophistik. Ich wollte ein Geheimniß vor Dir verbergen, und verrieth mich dabei. Das ist's nicht, weßwegen ich Frau Fertöy aufsuchen muß.

— Du würdest es auch vergeblich sagen, denn ich würde es nicht glauben.

— Du hast Recht; ich kann für Nichts danken. Hab' ich etwas, so ists gut; habe ich Nichts, auch gut. Alios vidi ego ventos! Ein Staatsgefangener erhält täglich siebenzehn Kreuzer, und das ist ein enormes Geld. Ein Tapezierer, der mit mir in Josefstadt eingesperrt war, ist der einzige Mensch, welcher mich, in meinem Leben beschämte — der ersparte noch täglich acht Kreuzer, welche er seiner hungernden

Familie schickte, und lebte dabei von den übrigen neun Kreuzern wie ein Fürst. Doch bitte ich Dich, mir den Gefallen zu thun, mir einen Rippenstoß zu versetzen, so oft ich von meinem Kerkerleben zu erzählen beginne. Es scheint mir auch etwas von der Manie angeklebt zu sein, aus den Gefängnißerlebnißen ein Anekdotenkapitl zu schlagen um von dessen Zinsen zu leben; also ich wollte von Seraphine sprechen.

— Ja wohl.

— Ja wohl. Du kaltblütiger Gatte. . . . Er sagt beim Namen einer schönen Frau „ja wohl." — Ich habe ihr zwei Nachrichten mitgebracht von ihren beiden Gatten.

— Von ihren beiden Gatten?

— Nun ja; von dem Todten und von dem Lebenden. Dabei darfst Du aber ja nicht etwa glauben, daß ich mit Geistern verkehre, außer im flüßigen Zustand.

— Robert ist also wirklich gestorben?

— Gewiß. Ich selbst habe ihn begraben. Ich bereitete ihm eine römische Leichenfeier auf den Rogus. Konnte es nicht anders; wurde durch Kosaken und Wölfe verfolgt. In seiner Sterbestunde betraute er mich mit einer Nachricht, die ich wegen kleinlichen hindernden Umständen bisher nicht ausrichten konnte.

— Mit ihrem andern Gatten — den Du in eine so schöne Sauce getunkt — traf ich in meiner alten Wohnung zusammen. Der brave Mann wurde in dasselbe Loch gesteckt, aus welchem man mich hinausschmiß. Ich habe ihn alsogleich erkannt, trotzdem, daß ich ihn nur ein einziges mal im Leben sah. Hahaha!... Welch eine klägliche Figur der Aermste spielte. Seitdem er im Arreste sitzt, hat er weder seine Haare, noch seinen Bart und Schurbart gefärbt; mit den weißen und schwarzen Borsten, die ihm nachwuchsen, sah er wie ein australisches Stachelschwein aus. Ich liquidirte ihm all meinen Besitzthum, welches ich mir währeud den sieben Jahren theils an irdenem Geschirr, theis an Erfahrungen erworben; wofür er mir mit loyalerOffenheit erzählte, welche Fatalitäten Du ihm auf den Hals gebracht. Wahrlich ein prosaisches Fatum! Auf einem kleinen Bogen Papier sich den Hals zu brechen! Er erzählte mir auch, wie Bársing während des Transportes auf der Eisenbahn entwischte.

— Was? Bársing ist entwischt?

— Du kannst sicher sein, daß er einst noch als ein für das Vaterland leidender Emigrant zurückkehren, und über minder radikale Patrioten, als er gewesen, urtheilen wird. Seiner wartet noch eine große Rolle. Erinnere Dich einst, wenn dein Hals unter die Guillotine geräth, daß Bársing es ist, der

dir den Kopf abhauen läßt; weil er ein größerer Patriot ist als Du.

Pußtafi ließ ein bitteres Lachen bei diesen Worten vernehmen.

— Wie oft hörte ich diesen Menschen deklamiren und wie oft sah ich ihn laufen! wo etwas zu erwischen war, da müßte er dabei sein; wo es zu Thaten kam, da trollte er sich aus dem Staub. Stets fand er ein gehörntes Vieh, daß ihm Glauben schenkte, stets ein dummes Roß, daß ihm willig den Rücken bot.... Die Gelse, welche sich mit Blut vollgesaugt, schuldigte die Biene der Selbstsucht an; weil sie sich f.ir die Zukunft abnützt..... Elende, undankbare Zeit! Die du alles vergißt! Den Arm, welcher gekämpft, das Herz, welches geblutet, das Haupt, welches vom Denken grau geworden; nur die Zunge vergiß nie Du, welche dir die Ohren voll schrie.... Ich bitte dich Béla, versetz mir Doch einen Rippenstoß.

— Ich bitte Dich fahre fort.

— Wie schöu das Leben ist; sehr schön. Könnte ich mir ein größeres Glück wünschen, als daß ich, der Kourier eines Spitzbuben sein kann, welcher mich dazu benützt, um an seine Gattin Nachrichten zu senden, die eine par exellence schöne Frau ist.

Ah, wie mich die Götter lieben; wie zum Teufel sollten sie's auch nicht thun?

Als man für Pußtafi das Wasser herein brachte, trank er den ganzen Innhalt des Kruges aus.

— So. . . . . Nun erinnere ich mich auch welche Nachrichten die beiden Gatten an ihre gemeinsame Gemahlin sandten? Die Botschaft des einen lautet sehr kurz: „mein Blümchen, ich bin todt, kannst mich vergessen." Die des andern desto länger. Der fleht im Gegentheil, daß seine Frau seiner ja nicht vergesse; sie möge ihm dies und jenes schicken, namentlich so viel Geld als möglich, denn er brauche es. Woher sie es nehmen möge, das läßt er ihr nicht sagen; doch konnte ich seiner Reden entnehmen, daß eine Menge gesetzlicher Nasarener sein Vermögen mit Beschlag belegt hatten und daß auch die Mitgift der Frau bereits in Gefahr sei; doch daß sie gute, alte Freunde habe, — weißt Du: gute Freunde! — Unter andern irgend einen russischen Fürsten, der viel für sie thun könnte. Unter uns gesprochen, wenn ich eine Frau wäre, könnte ich auch in die Russen verliebt sein. Das ist so mein Geschmack. Auch so sind sie Gegenstand meiner Bewunderung, seit Mentschikoff mit dem Hute auf dem Kopfe in den Divan ging. Doch bitte ich Dich, gib mir einen Stoß — damit ich nicht politisire. Siehe was für ein alter Schwätzer ich geworden. — Ich verschwende die Worte, als ob man mir per Bogen dafür zahlte.

Béla's geistiger Blick schweifte zu jenem Grabe zurück, von welchem Pußtafi nur so vorübergehend gesprochen.

— Also Robert ist wirklich todt?

— Ja, mein liebes Kind. Und seither erblühen aus seiner Asche so schöne Herbstblümchen, wie sie eben nur gegen Oktober vorkommen. Wenn Du über eine übrige Zeit verfügst, kommst Du mit mir nach Siebenbürgen; da suchen wir jenen Sumpf auf und führe Dich hin zu jener Weide, wir rollen einen Stein an den Ort, wo unserer tapferer Kamerad ruht, und graben seinen Namen in den Stein.

— Ich nehme Dich beim Wort. Noch in diesem Winter, wenn der Morast zufriert, da kann man leichter dahin kommen.

— Armer Bursche! Sein letztes Wort war: Kamerad, vergesse meinen Trauring nicht. Ich vergaß auch nie darauf, trug ihn immer auf dem Finger, als wäre ich mit ihm verlobt gewesen. — Und wie oft doch hätte ich ihn mit einem guten Maaß Wein umtauschen können! Der Gnädigen schrieb ich noch von Arad, daß Ihr Mann gestorben, und ihr Trauring bei mir zu haben, doch kam sie nie darum, oder bekam meinen Brief nicht. — Nun kommst Du sicher mit mir zu Seraphine?

— Ich gehe nicht.

— Du kommst nicht?

— Ich meide dieses Weib.

— Du auch? Was verbrach denn diese Frau? daß sie heute diesen liebte, morgen jenen? Ist denn das eine Sünde? Wenn ein Mann binnen Jahr und Tag seinen Glauben, seinen Gott, seine Überzeugungen siebenmal gewechselt hat, so bleibt der ein Ehrenmann; wenn aber ein Weib, dessen Herz der Schöpfer so zart gebaut hat, den süßen Worten der Liebe zuhört, und sich lenken läßt, wodurch sie Niemanden geschadet; dann ist sie entehrt! Was that sie denn? Hat sie geraubt? Nein. Sie hat Geschenke ausgetheilt. Hat sie gemordet? Nein. Sie hat beglückt. Und die Welt verurtheilt sie dennoch. Ich vertheidige sie aber! und wenn alle Welt Steine auf ihr Haupt wirft, so werfe ich die Steine auf alle Welt zurück.

— Donnere nicht mein Alter, so gewaltig. Ich werfe keinen Stein über Frau Fertöy. Ich schenke ihr die ganze schöne Welt. Soll ihr gehören. Verstehe mich recht. Ich muß hier zu Hause darüber Rechenschaft ablegen, wo ich herumgehe?

Pußtafi schlug sich vor die Stirne.

— Ah! Ich amerikanischer Büffel! Daß ich dieses nicht errieth, daß so ein Ehrenmann, wie Du, nothwendigerweise unter Pantoffelherrschaft steht. Erröthe nicht, mein Kind! daß ist die einzige Tyran-

nei, die man respektiren muß. Komm, laß dich umarmen.

Bela leugnete mit keinem Wort.

— Es ist so. Ist man jung, so sieht man die Welt so groß, man denkt sie ist voll mit lauter guten Freunden, Geliebten, Verehrern, Unterthänigen, Dienern. Dann schrumpft die Welt allmählig zusammen bis mans erfährt, daß die ganze Welt die vier Wände sind, und daß einzige, was uns gehört, das Weib, die Mutter und das Kind.

— Eine schreckliche Wahrheit, die Du aussprichst. Wenn ich hundert Menschen befrage, wie es geht: schimpft ein jeder über die schlechte Welt, doch eine so grausame Kritik — sprach noch Keiner darüber, wie Du in den Worten „ich bin glücklich — zu Hause“ — doch wenn ich die Leute so ärgern könnte!

— Du könntest es. Erobere Dich selbst zurück, und sei, was Du vorhin gewesen: der Stern deines Landes.

— Lieber Freund. Sterne gibt es nur noch auf den Krägen der Beamten. Mein Geist und Körper gehen ihrer Auflößung entgegen. Was ich schreibe, ist ätzendes Gift: kein Gesang mehr, nur gereimtes Fluchen. Wenn ich verrecke, wird jeder Mensch sagen: „wohl geschah ihm!“ — doch nein, nein. Seien wir nicht ungerecht zu meiner Nation. Man

wird mich pomphaft beerdigen. Es ist ja eine nationale Unterhaltung die gestorbenen Dichter glänzend zu begraben. Und alle Welt so mich hinausbegleiten wird, soll mir unisono nachrühmen: „war auch ein großer Mann, hat sich auch zu todtgesoffen.“ Hahaha!

— Ach ich bitte Dich: spreche nicht, lache nicht so!

— Nein, nein. Du wirst auch dabei sein und dir denken: dieser Mensch hat sich nicht dieses Begräbniß gewünscht. Ich bitte Dich, laß mir noch einen Krug voll Wasser geben, Du siehst ja, daß ich noch immer betrunken bin.

Armer alter Poet. Betrunken bist Du, und bleibst bis zu deinem Tode. Doch nicht vom Wein, sondern von dem bittern Kelche, den Du bis zur Hefe geleert!

— Also bleibe Du zu Hause. Ich finde mich schon allein hin, wo die schöne Dame wohnt. Ich sah sie bei ihrer Thüre herausfahren. Notirte mir das Haus. Es ist zwar unter dem Thorgang geschrieben, daß das „Betteln und Hausiren verboten ist,“ aber vielleicht wirft man mich nicht hinaus. Ich verlasse mich auf die Protektion ihres Bedienten, den ich auf dem Bock erkannte. Ich glaube, er heißt Wenzel. Lernte diesen hochgestellten Mann

in Komorn kennen. Damals gab ich ihm einmal zwei Silberzwanziger zum Trinkgeld und ich las in diversen Romanen, daß die Menschen die Wohlthaten zu vergelten pflegen. Vielleicht erwirkt mir Wenzel, daß ich vor ihre Herrin treten kannn. — Hahahahaha!



Der Ring des Gatten.

Zwei Tage früher, vor dem im obigen Kapitel geschilderten, hatte Seraphine einen bösen Tag. Bis zum Abend empfing sie Niemanden. Am Abend blieb sie zu Hause; für die Nacht sperrte sie ihr Zimmer ab, und war bis zum Morgen wach! Sie hatte an ihrem Tagebuch geschrieben. Ein neues Kapitel begonnen: „Heute sah ich ihn. Als mein Wagen aus dem Thore fuhr, stand er vor mir. Er wäre beinahe zertreten worden.

Er lächelte jedoch und grüßte. Das Blut gerann mir in den Adern. Diese Züge, diese Augen, dieser Blick! .... Er war es. Zeit, Elend und Schmerz hatten sein Antlitz gefurcht; demnach kann ich es mir nicht verleugnen, daß ich ihn erkannt. Meine Seele klammert sich an eine vage Idee, wie an einen rettenden Strohhalm: es scheint, als hätte es Jemanden auf der Welt gegeben, der Robert ähnlich sah, und als hätte ich diesen Jemand einst gekannt,

doch strenge ich vergebens mein Gedächniß an; ... vielleicht hatte ich es auch nur geträumt? ... Wie sollte ich Jemand kennen, den ich nicht kenne? .... Er grüßte mich mit einem bekannten Lächeln; dieses hatte etwas dämonisches, etwas höllisch bitteres, was mir in das Herz schnitt. Seine Lippen schienen zu sagen: „Wie gut wärest du gefahren, wenn mich deine glänzende Equipage niedergefahren hätte.“ — Ich sehe jetzt noch sein Gesicht. Er ist's! Die Todten kommen allso zeitlich zurück? ... O! er wird mich ganz gewiß besuchen. ... Wie gerne möchte ich mit ihm „Versteckens“ spielen: — er käme von der andern Welt, um mich auf dieser aufzusuchen, während ich bereits drüben wäre. ... Wie werde ich ihm aber so begegnen können; wie ihm antworten, wenn er an mich die Frage stellt: wie heißen Sie Madame? .... Womit werde ich mich entschuldigen; wie seinen anklagenden Blick ertragen können? Er wird mich tödten! ... O, thäte er es, aber schnell, auf einmal, in einem Augenblicke; — aber nicht langsam mit dem verzehrenden Feuer seiner vorwurfsvollen Blicke.

Es ist mir jedoch unbegreiflich, weshalb er nicht kömmt, da er mich schon aufgefunden? ...

Weshalb er auf sich warten läßt; weßhalb er mich damit peinigt, daß er sich zeigt und wieder verschwindet.

Er sieht es ja, daß ich ihn nicht fliehe, daß ich ihm nicht zu entweichen suche; ich warte ihn ab, wie der Verurtheilte den Hieb des Henkerbeiles. . . .

Ich habe es gefunden.

Morgen ist mein Geburtstag. Ungerufen versammeln sich fröhliche Gäste, wie es die Sitte mit sich bringt. Andere werden kommeu, um die „schöne Frau" zu begrüßen. . . . . Auch Er wird erscheinen, um seinen Glückswunsch darzubringen. . . . Wenn die Musik am lebhaftesten rauscht, wird eine heisere Stimme ertönen, und mit ihrer eisigen Kälte die Unterhaltung erstarren machen:

„Es lebe das alleruntreueste Weib!"

Aller Blicke werden auf den struppigen Mann gerichtet sein; und fragen: Was sucht der hier? . . . Oder es wird ihn niemand sehen, nur ich; nur vor meine lebende Seele wird er sich stellen; nur ich und mein Herz werden erzittern und die flammenden Lichter angeweht von der Grabesluft die ihn umgiebt . . . . Das wird eine furchtbare Szene geben! Und ich kann, ich will ihr nicht ausweichen . . . Ich Ich werde ihn nicht fliehen, ich will ihn erwarten, bis er mit seiner eisigen Hand die meine ergreift! . . . Dann . . . will ich ihm folgen!

Welchen Wahnsinn ich da niederschreibe!

Ist es doch kein Todter, der seinem Grabe entstiegen, sondern ein freigelassener Gefangener, den seine Gattin vergessen hatte.

Man hatte mich bisher die „bleiche Frau“ gespottet; von nun an wird das Roth der Schande auf meinen Wangen flammen, welches selbst die Hand des Todes nicht verwischen können wird. . . . Ich habe einen Gatten verlassen, der ein Held gewesen und mich geliebt hat; und reichte die Hand einem Andern, der falsche Haare und eine falsche Seele hat. . . . Morgen, wenn diese von Goldflitter glitzernde Gesellschaft, meine duftenden Salons füllt, wird er kommen . . . und da stehen ein grauer struppiger Mann in schäbigen Kleidern, und vor ihm werde ich im prunkendem Gewande auf den Knieen liegend seine Hände küssen, und um Erbarmen flehen! Ha, welche Szene! also morgen! morgen! . . . — — — — — — —

Am Abend des künftige Tages kamen die zehlreichen Freunde Seraphinens mit ihren Wünschen und Geschenken jeder nach seiner Manier. Auch der Fürst Wolozoff erschien mit den Fürstinen Olga und Feodora, die immer noch seine Nichten sind.

Nur der Erwartete kam nicht! — In den Salons ging es fröhlich her. — Seraphine schlich sich dreimal in den Vorsaal, um Wenzel den strengen Befehl zu geben, den grauen Mann mit den schäbigen Kleidern ja nicht zurück zu weisen; ihn vielmehr allso gleich in den Saal eizuführen.

Bis Mitternacht erschien er nicht. Da, als es die grauenvolle Stunde schlug, öffnete plötzlich Wen=

zel die Thüre des Saales, und meldete, daß . . . . das Soupé servirt sei. — Alles begab sich in den Speisesaal zur reichbesetzten Tafel. Seraphine hatte den Vorsitz eingenommen, der Zufall ließ einen Platz an ihrer Rechten leer; den Linken hatte der Fürst eingenommen.

— Gnädige Frau Sie frieren: bemerkte der Fürst.

— Es ist mir in der That kalt; erwiederte Seraphine. Dabei warf sie einen scheuen Blick auf den leeren Stuhl an ihrer Seite, und ein kalter Schauer überflog sie. „Da wird er sitzen.“ —

Vergebens versuchten es die Nachbarn sie aufzuheitern; vergebens waren die geistreichen, die gefühlvollen Toaste, vergebens das Liebesflüstern des Fürsten, und der schäumende Wein im Becher: — die schöne Frau fühlte sich nur von dem leeren Platze an ihrer Seite berührt.

Jener aber, den sie erwartete, saß zu jener Zeit bei der „blauen Katze,“ und genoß im reichlichem Maaße die Milch seiner nährenden Amme, des Wirthes . . . . während der Andere, der wirkliche, draußen in der grünen Einöde, als Herbstzeitrose den nächtlichen Thau des Himmels trank! . . . . Das Fest währte bis zum Morgen. Der Lärm, der Tanz, der Taumel verscheuchte allmälig die Besorgniß Seraphienens. Die Erregung hatte ihre Phantasie-

gebilde zerstreut; sie tanzte, trank und schwärmte in bachantischer Laune umcher; sie schien am Ende wahnsinnig.

Alles betheuerte, daß sie nie so liebenswürdig gewesen.

Das war ein herrlicher Tag; — sagte der Fürst, als er sich am Morgen verabschiedete. — Lange schon hatte ich Sie so fröhlich gesehen schöne Frau! . . .

— Man sagt bei solcher Gelegenheit, daß man seinen „Untergang fühle! —

— Eine so schöne Frau kann nimmer untergehen, man würde sie sogleich aus den Fluthen herausfischen.

— Was würden sie dazu sagen, Fürst, wenn Sie morgen erführen, daß ich todt sei? . . .

— Ich würde es so lange nicht glauben, bis ich es von Ihnen selbst erfahren hätte.

— Gute Nacht! — — —

Als auch der letzte Wagen mit den letzten Gaste davongerollt war und man unten das Thor schloß, da nahm Seraphine ihren alten Kammerdiener Wenzel noch einmal ins Verhör; ob man den grauen Mann nicht etwa abgewiesen habe?

Sie schickte ihn weg, damit er sich bei den übrigen Dienstleuten und Portier erkundige.

Wenzel kam mit einer verneinenden Antwort zurück. Hierauf legte sich Seraphine zu Bette, ihre müden Glieder suchten den Schlaf. . . .

Es war ein kühler düsterer Tag auf die Festlichkeit gefolgt. . . . Die „schöne Frau“ erhob sich heute viel früher als sonst; sie ließ Feuer im Kamine anfachen, weil es sie ungemein fror, und zog dann ihre einfachsten Kleider an, als wollte sie aufs Land.

Wenzel putzte im Vorzimmer mit einem Tuchlappen, bis auf die Hemdärmel entkleidet, die gestern gebrauchten silbernen Leuchter und Bestecke: heute erwartete man keine Gäste, wenigstens keine vornehmen.

Plötzlich klingelte Jemand. Wenzel war der Meinung, es sei der Briefträger, oder eine Mamsell der Modistin, und zog bedächtig seinen Frack an, bevor er öffnen ging.

Derjenige jedoch welcher klingelte, schien nicht zu die Geduldigen zu gehören, denn er riß hastig und wiederholt an der Glocke.

Wenzel beeilte sich nun, die Thüre zu öffnen. Vor ihm stand der graue staubige Mann.

— Thust wohl daran Dich zu beeilen wenn ich anläute; sonst könnte der Griff dieses Spielzeuges da leicht in meiner Hand bleiben.

— Was ist gefällig? fragte der Kammerdiener halb zornig halb erstaunt.

— Mir ist auf dieser ganzen dummen Welt gar nichts gefällig; wenn Du aber die Ursache meines Erscheinens erfahren willst, so kann ich sie dir in Kurzem sagen. Ist deine Gebieterin zu Hause?

Wenzel drehte mit beleidigter Mine den Kopf bei Seite.

— Brauchst deine Nase nicht zu rümpfen, daß ich Dich „Dutze", kannst dasselbe thun, 's wird mich sogar freuen. Jetzt antworte mir aber, ob deine Herrin zu Hause sei?

— Ich weiß es nicht.... erwiederte der Kammerdiener mißtrauisch.

— Nun, so erfahre es; denn davon hängt es ab, ob ich dir weiter etwas erzählen soll oder nicht?

— Was wünschen Sie von ihr?

— „Von ihr" nichts; „mit ihr" auch nichts; aber „zu ihr" möcht ich etwas sprechen.

Wenzel betrachtete die fremde Gestalt vom Wirbel bis zur Zehe.

— Kannst schauen Bruderchen. Siehst, ich komme so eben von einem Bal-Paré, wo man dieses Kostüm trägt, drum sei nicht so wählerisch und melde mich an.

— Wollen Sie ihre Visitkarte geben?

—Hahaha! Eine Visitkarte; — Brüderchen ich pflege mich stets selbst zu vertreten.

— Dann bitte ich, mir ihren Namen zu nennen.

— Was sollte dir das nutzen? .... Weder Du noch deine Herrin würde mich deßhalb erkennen. .... Sage ihr so viel, daß ein Mensch sie zu sprechen wünsche, der sie in Komorn getroffen, und ihr Nachrichten aus weiter, sehr weiter Ferne bringt.

Wenzel warf einen bedenklichen Blick auf den Mann sowohl als auf das Silbergeschirr, als hielte er es nicht für rathsam, beide mit einander allein zu lassen, doch fiel es ihm ein, wie oft seine Gebieterin gestern nach einem Menschen von diesem Aussehen gefragt, und er ging verdrießlich, ihn anzumelden, kehrte jedoch bald mit freundlich grinsendem Lächeln zurück.

— Die gnädige Frau ersucht Sie mein Herr, nur noch einen Augenblick zu gedulden, bis sie mit ihrer Toilette fertig geworden. Bitte, unterdessen in den Saal zu spazieren. ... Wünschen vielleicht den Oberrock abzulegen.

— Ich wünsche es wohl, weil es hier verdammt heiß ist, nachdem er jedoch zugleich Salonrock ist, so werde ich ihn schon anbehalten.

— Wünschen Eure Gnaden, daß ich den Staub von ihren Stiefeln abwische?

— Lasse das gut sein Brüderchen, bin selbst schon ganz zu Staub verwandelt. Brauchst dem Staub nicht zu zürnen; wer weiß es, ob dieser da auf meinen Stiefeln nicht die Asche Deines Großvaters ist?

Nun begann auch Wenzel jenes Grausen zu fühlen das seine Herrin beim Anblick dieses Menschen empfand, und trug ihm zitternd noch einmal an, in den Saal zu treten.

Pußtafi folgte der Einladung. Der Saal war noch leer, er hatte demnach Zeit, sich umzusehen.

Die Tapeten an den Wänden, die Vorhängen an den Fenstern, der Ueberzug der Möbeln, alles war Seide.

Pußtafi haßte alles was Seide war. Er haßte Alles, ob hoch oder nieder, was sich in Seide kleidete. Er duldete sie nicht einmal als Rockfutter, und wenn er irgendwo ein Stückchen erwischen konnte, so gebrauchte er sie zu den niedersten Diensten, als Sacktuch oder als Fußlappen; er glaubte an diesen verhaßten Gewebe dadurch Rache zu nehmen.

Pußtafi fühlte sich sehr unbehaglich in dem seidenen Gehäuse des Schmetterlings.

Da öffnet sich eine Seitenthüre und die „bleiche Frau" trat in den Saal.

Kaum vermochte sie ihr Zittern zu verbergen; kaum ihre Blicke zu dieser schäb igen, struppigen Gestalt zu erheben, und doch zwang sie Etwas unwiderstehlich, sich Schritt für Schriti zu nähern, um in dem seit so vielen Jahren veränderten Gesichte nach den bekannten Zügen zn forschen, und jenen Namen auszusprechen, welcher durch ihr Herz dringen würde, wenn ihre Lippen auch verschloßen blieben; und doch war es ihr, als würde ihr die Nennung dieses Namens den Tod bringen.

Als sie den grauen Mann, zu dem sie sich von einer magnetischen Kraft hingezogen fühlte, schon ganz nahe war, streckte dieser seine Hand aus, und zeigte ihr einen glänzenden Gegenstand, den er zwischen den Fingern hielt.

— Schöne Gnädige — ich bringe Ihnen diesen Ring zurück! . . .

Als Seraphine des Opalringes, mit dem schwarzen Kreutze iu der Mitte des Steines, ansichtig wurde, bedeckte sie plötzlich ihr Gesicht mit beiden Händen und stammelte das einzige Wort: „Robert!“ dann neugte sie ihr Haupt auf die Seite, und brach zusammen.

Pußtafi war der Meinung, daß die Ohnmacht mit viel theatralischer Routine gespielt war, er hob die Dame in ein Fauteuil, und pflanzte fich vor ihr hin, um zu sprechen.

— Meine Dame, ich bin nicht Robert, der Sie reclamiren käme. Wir sahen uns zwar einstens ähnlich; doch heute ist es nicht mehr der Fall.

Ich habe gealtert, er ist jung geblieben, weil er starb. Er hatte mich beauftragt, seinen Tod zu vermelden, und übergab mir zum Beweis diesen Ring; welchen ich hiemit auf diesen Tische niederlege, wo Sie ihn, wenn es Ihnen zu erwachen beliebt, finden werden. Und nachdem ich Ihnen länger nicht lästig fallen will, habe ich die Ehre mich zu empfehlen.

Der Kopf der Dame hing bleich von der Lehne des Fauteuils herab; Pußtafi war jedoch der Meinung, daß ohnmächtige Frauen alles zu hören pflegen, was in ihrer Nähe gesprochen wird.

Er hielt daher seine Sendung für vollendet, und entfernte sich mit tiefer Verbeugung.

— Bruder, sagte der sich entfernende Dichter zu Wenzel — ruf das Hausgesinde, man möge Essig und fliegende Salze herbeiholen, denn deine Herrin scheint ohnmächtig geworden zu sein. Die gute Seele hielt mich für ihren verstorbenen ersten Gatten.... Und doch kann ich Dich versichern, Bruder, daß der ebensogut Staub ist, als das, was Du von meinen Stiefeln putzen wolltest. . . . . . Gott segne dich Bruder.

Damit entfernte er sich.

— — — — — — — — — —

Nachmittags traf Pußtafi mit Melchior zusammen, dieser beeilte sich zu erzählen, daß er von einem merkwürdigen Falle komme, man habe soeben ein ärztliches Parere bei der Frau von Fertöy abgehalten.

— Ist die schöne Frau krank?

— Nein. Einige Minuten später, als Du von ihr gingest starb sie an Gehirnschlag.

— Schade um sie; war eine gnte Pränumerantensammlerin.

(Ende des vierten und letzten Bandes.)

Jókai, Mór,

Andere Zeiten, andere Menschen Roman in vier Bänden

Bd.: 4

Berlin 1873